
Curhaus
Staffelsee
Murnau.
(Ober-Bayern)
Meisenbach

Ein Sommer
im
Stahlbade am Staffelsee.

Kleine Schilderungen u. Murnau und Umgebungen

von
Dr. Wilhelm Asam
mit Illustrationen von
Hermann Neuber.

Zweite Auflage.

Murnau.
Druck von Josef Fürst.
1897.

Vorwort.

Vorliegendes Büchlein hat sich bei seinem ersten Erscheinen mit manchem Leser und mancher Leserin befreundet. Der Verfasser entspricht daher einem von vielen Seiten geäußerten Wunsche, wenn er das kleine Elaborat in zweiter Auflage erscheinen läßt. Möge auch dieses, wie sein Vorgänger, allerseits ein gastliches Dach finden.

Der Verfasser.



Denkmal Königs Ludwig II. in Murnau,
gegründet von Bayerlacher August, Posthalter in Murnau und anderen Verehrern des hochseligen Königs; enthüllt am 24. August 1894.

Ludwig II.!

Unglücklichster der Könige! Du, einer der edelsten Sprossen des Hauses Wittelsbach, Du echter Bayernkönig mit echt deutschem Sinne, Verehrer alles Schönen in Kunst und Natur, Du schwärmerischer Freund deines Alpenvolkes, seiner Sitten, seiner Bergeshöhen, seiner Thalschluchten, seiner silberklaren Seen und krystallenen Bächlein! Wie zürnen wir dem Geschicke, das Dich so rauh hinweggeführt aus der Welt Deiner Ideale, das Dir in den schweigsamen Tiefen des von Dir so bewunderten Elementes ein jähes Grab schuf!

Wenn es wahr ist, daß die Extreme sich berühren, so war das bei den hehren Sinnen Königs Ludwig II. der Fall; die Adlerschwingen seines Geistes kamen den Strahlen der Sonne zu nahe, versengt und jäh in ihrem Fluge gehemmt, stürzten sie aus einer Höhe, wie Wenige jemals Ihresgleichen sie erreicht hatten.

Doch allerüberall in bayrischen Landen, in den bayrischen Bergen zuvörderst, bist Du noch nicht tot edelsinniger Fürst! Dein Geist thront noch über den sturmumbrausten Zinnen der Burg, welche Du auf Neu-Schwanstein über steile Bergesstürze aufgebaut, er webt in den weitläufigen spiegelglänzenden Hallen und den goldschimmernden Gemächern, die Du dort auf dem einsamen Eilande des bayrischen Meeres geschaffen, er tritt dem Neugierigen entgegen, welcher, aus fremden Landen herbeigereist, in Linderhof dort Dein Schaffen bewundert, oder der zum Schachen emporsteigt, wo Du weit über der Grenze der Vegetation dem Walten der Mächte des Hochgebirges gelauscht hast.

Schlicht, wie es der Bescheidenheit unseres kleinen Oertchens gebührt, wurde Dir ein Denkmal gesetzt, ein schwacher Ausdruck für die starken monarchischen Gefühle derer, welche ihr Schärflein geben, von diesen Gefühlen zu zeugen.

Auf's Land!

Für das Kind der Städte birgt der Winter unzweifelhaft seine großen Reize. Stellt nicht der Winter den tausendflammigen Christbaum auf den geschenkeschweren Tisch zum Jubel der Braut, der Kinderchen und der Gatten? Ist es nicht der Winter, der dem liebreizenden Fräulein die behenden Schlittschuhe an die Füße schnallt, und die Paare im Kreise dreht auf dem glatten Parquetboden des walzerdurchrauschten Tanzsaales? Im Winter blickt der Beschauer mit den fernewirkenden Gläsern im lichtschimmernden Theaterraume nach dem neuen Gestirne, das am Firmamente der musikalischen Welt aufgetaucht ist, und im Concertsaale rauscht und duftet es mit seidenen Gewändern, es blitzt mit Demantenschmuck, und mit halblauter Sprache wogt es durch die Gesellschaftsräume der eleganten Welt.

Zu Hause aber in der dumpfen, dunklen Stube ist der Empfindliche zwischen Bett und Tisch gebannt; da verstopft er ängstlich die Spalten und Rießchen zwischen den Fensterrahmen und windet Shawl und Mantel um sich vor dem Hauche, der durch die offene Thüre dringt. In der Schreibestube flackert den größten Theil des Tages unruhig die Gasflamme hin und her; und unter ihr sitzt mit gebleichtem Antlitze der Kaufmann und der Beamte, auf dem rauhen Papiere umherfahrend, daß die ungeduldige Feder kreischt.

Ist dann der April gekommen, dann öffnet sich frühmorgens das Fenster und ein kränkelndes Gesicht blickt nach den düsteren Wolken. Immer noch fegt der Wind stoßweise Schneewolke um Schneewolke über die weißbedeckten Dächer des Häusermeeres und saust und pfeift und übertönt das Getöse der erwachenden Stadt.

„Langsamer Frühling!" seufzt das erholungsbedürftige Herz, und das Fenster schließt sich wieder.

„Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden."

Und siehe da! jetzt lüftet der goldene Strahl der segnungsvollen Frühlingssonne des Eisbärtigen düsteren Wolkenmantel und lockt das Grün hervor aus der Erde und die buntfärbigen Blüten; die muntere Schar der Staren begrüßt freudig die alte Heimstätte, und die Schwalbe flattert wieder um ihr trauliches Nestchen; im Winterkleide noch huscht das Wiesel durch die Furche der Aecker, die des Landmannes Fleiß vor kurzem erst mit dem Pfluge gezogen.

Der Frühling ist da.

Kein Wunder, wenn sich Alles nach ihm sehnt; kein Wunder, wenn die Parole „auf's Land!" mit dem ersten Maientag allerwärts ertönt.

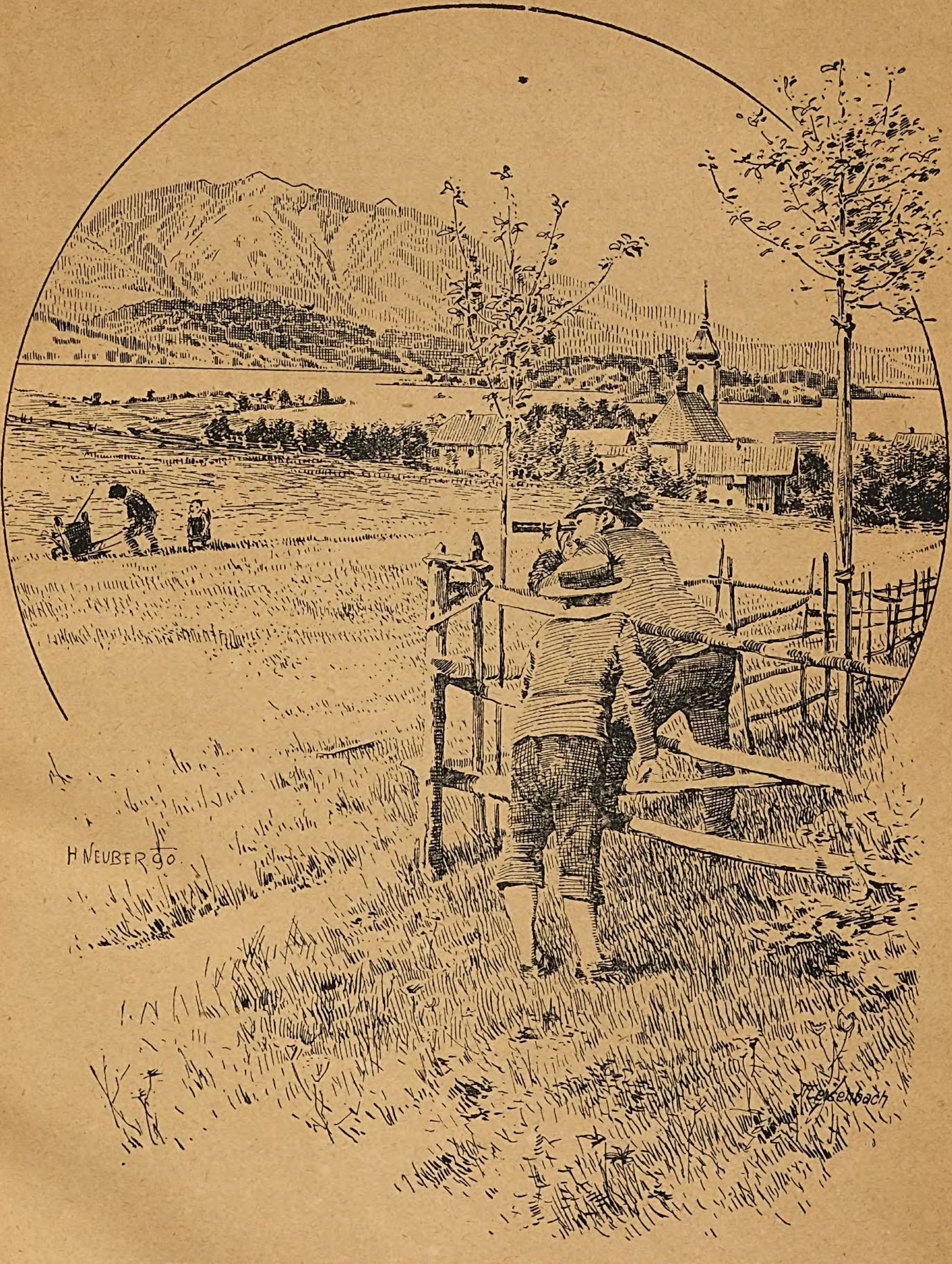
Reisehandbücher, Karten, Prospekte und Zeitungen werden im Rate der Familie und der Freunde durchmustert, und an den ärztlichen Berater der Familie ergeht die Frage, welcher Ort der Schweiz, Tirols, Böhmens oder des bayrischen Hochlandes in Bezug auf Lage, Höhe, Klima und allgemeinen Charakter für einen Erholungsaufenthalt der geeignetste sei.

Seit wenigen Jahrzehnten richtet sich vieler Blick dem bayrischen Hochgebirge zu. Der Naturschönheiten desselben sind es ja sehr viele, und nicht nur der Deutsche allein weiß das zu schätzen, sondern der Ruf unseres braven Ländchens ist auch über die Grenzmarken desselben zu unseren Nachbarn hinübergedrungen.

Freilich haben Namen wie Reichenhall, Kreuth und Krankenheil einen guten Klang, wo der Badegast in allen Sprachen redet, und Fürst und Minister mit dem schlichten Bürgersmanne die süße Molke trinkt. Doch auch jüngere Schwestern derselben, — und wir haben hier namentlich den Staffelsee und Murnau im Auge — wenn sie auch noch keinen Kaiser gesehen, sie stehen in einer Zeit des besten Wachstums.

Diesem emporblühenden Baume ein grünes Reis hinzuzufügen, ist meiner bescheidenen Feder Zweck; einige Früchte von der Tuschschale eines jungen Künstlers seien ihr der bessere Bundesgenosse.

Das vereinte Werk, es möge den kommenden Sommervögeln ein Leitfaden sein zum besseren Verständnisse von Land und Leuten und ein kleiner Tröster in trüber Regenzeit, den gewanderten aber ein Gegenstand lieber Erinnerung!



Blick auf den Staffelsee und das Hörnlegebirge.

Allgemeines über Murnau und den Staffelsee.

Die Geschichte hat es so gewollt, daß das große Deutschland an einer der gewaltigsten Bergmassen Europas, den europäischen Alpen nur mit einem schmalen Streifchen participieren sollte. „Die Allgäuer und die bayrischen Kalkalpen, nennt der Geographe dieses kleine Teilchen, das dem mächtigen Ganzen, dem es angehört, in Bezug auf landschaftlichen Reiz in nichts nachsteht. Es besteht, wie die Alpen überhaupt, aus einer Summe von Gebirgszügen, von denen jeder wieder aus einer Anzahl Berge zusammengesetzt ist. Zwischen diesen liegen die Thäler, durch welche die Flüsse ziehen, die, dem Felsenherz der Alpen entquollen, hinausrauschen in die Ebene, der Donau zu und mit ihr dem schwarzen Meere.

Da wo die gewaltige Zugspitze ihr schneebedecktes Haupt in die Lüfte reckt, und die Loisach durch ein breites Thal in die bayrische Hochebene hinaustritt, liegt der Marktflecken Murnau und der Staffelsee.

Neben der Loisach findet noch das weite Murnauer Moos seinen Platz in diesem Thale, das ein Dreieck darstellt, dessen Spitze gen Mittag zeigt. Die eine südwestliche Seite desselben bildet das Ammergebirge, die andere südöstliche das Estergebirge. Die dritte Seite des Dreiecks nimmt ein Höhenzug ein, der gegen Sonnenuntergang hin aus dem Hörnlestocke entspringt, nach Osten zieht und an den Ufern der Loisach und den Gestaden des Kochelsees seinen Abschluß findet. Gegen Weilheim und Seeshaupt zu geht dieser Höhenzug in ein wellenförmiges Hügelland über und bildet die Becken des Staffel-, des Würm- und des Ammersee's mit ihren Nebenseen. Auf seiner südlichen Abdachung erleidet er eine steil abfallende Einsenkung, die den Gründern Murnaus für eine Ansiedelung als die geeignetste erschienen sein mußte.

Murnau liegt 692 Meter über dem Meeresspiegel; seine geographische Lage fällt unter den 48° nördl. Breite und 29° östl. Länge.

Es hat eine Einwohnerzahl von nahezu achtzehnhundert Seelen, liegt an der Staatsstraße, welche München mit Innsbruck über Partenkirchen, Mittenwald und Scharnitz verbindet und ist Eisenbahnstation der Linie München-Garmisch.

Der Staffelsee liegt um 38 Meter tiefer. Sein Kessel ist auf allen Seiten von ziemlich bedeutenden Höhen umschlossen.

Er hieß früher Staffelastagna, Staffinsere und Staffinsee.

Ein mir nicht bekannter Etymologe leitet den Namen „nicht etwa von der staffelartigen Form seiner Ufer oder Inseln“ ab, sondern er glaubt, daß derselbe aus dem keltischen „stavan“ entstanden sei. Dieses bedeute soviel wie „Mund — Mundöffnung.“ „Und wirklich, meint er, wenn man auf einer genauen Karte nachschaut, wird man ganz deutlich bemerken, daß seine westlichen Ufer einen Mund bilden.“

Wer jemals den Staffelsee von einem seiner hohen Ufer aus betrachtet hat, dem wird sich gewiß niemals dieses oben erwähnte Bild aufgedrängt haben, und sei er auch ausgerüstet mit der stärksten Phantasie. Oder hat etwa ein alter Keltengelehrter den See so getauft unter dem Eindrucke einer uralten Landkarte auf Pergamenthaut? Soviel mir bekannt, besaßen die alten Kelten weder Gelehrte noch Landkarten.

Wer an einem heißen Augusttage des Jahres 1887 die Straße von Seehausen nach Uffing fuhr, der konnte einen sonderbaren Mann mit aller Hast die Ufer des Sees entlang laufen sehen. Er trug ein rotes Wams, eine weiße Hose, einen breiten Strohhut und stak mit bloßen Füßen in schief getretenen Filzschuhen. Sein Antlitz war gerötet, große Schweißtropfen lagen ihm auf der Stirne, seine Brust wogte keuchend auf und nieder, und sein offener Mund rang mühsam nach Atem. Dabei hielt er eine lange Hundspeitsche in der Hand, mit der er dann und wann lustig in die Luft knallte. Wer ihm begegnete, den erfaßte helles Mitleid, denn unter seinem Dachstuhle war offenbar Alles in bunte Unordnung geraten. Doch nein! Dieser Mann war ein böhmischer Eisenbahnarbeiter, der neben seinem culturellem Metier noch das Geschäft eines Schnellläufers versah, und sich anheischig gemacht hatte, den Staffelsee in nicht mehr den zwei Stunden zu umlaufen. Der Blasebalg seiner Maschine versagte den Dienst und verhinderte, daß sein Name mit goldenen Lettern in der Geschichte steht.

Und das wäre auch die Aufgabe eines Merkurius gewesen, des geflügelten Götterboten. Der Staffelsee deckt nämlich einen Flächenräum von mehr wie



Murnau und Gebirge.

fünf Quadratkilometern und hat an seinen Ufern einen Umgang von beinahe neunzehn Kilometern. Dieses Mißverhältnis seiner Fläche zu seinem Umfange findet seinen Grund in der außerordentlichen Unregelmäßigkeit seiner Ufer, die in zahlreichen Winkeln und Zungen in die Flut hineinspringen.

So unregelmäßig wie seine Ufer ist auch sein Bett und mit ihm seine Tiefe; „die gemeineste zwischen den Runsten, behauptet schon ein alter Chronist aus dem vorigen Jahrhunderte, beträgt fünf bis acht Klafter (30—50 Fuß),

und nur an einem Orte im Untersee, ohnweit einem kegelförmigen Felsen sind es vierundzwanzig Klafter (144 Fuß.)“

Der erste Mensch, der den Staffelsee ersah und in deutscher Zunge geboren ward, hat sicherlich schon dem Staffelsee das Prädikat „lieblich“ gegeben. Denn wie der Königssee sein Beiwort „romantisch“, der Walchensee, „melancholisch“, der Kochelsee „tückisch“, der Badersee „smaragdgrün“ fast immer bei sich führt, so besitzt der Staffelsee sein stereotypes „lieblich“, das dem Munde des Bewunderes entquillt. Und in Wahrheit lieblich ist er, reizend, zart und „krumm und buckelig“ sagt der Mensch von der geraden Linie oder der Zugeknöpfte, der für nichts ein Lob auf seiner Zunge hat, „und eine Schüssel voller Milch“ setzt er hinzu, auf seine vielen Inseln anspielend, „in der man die Milch nicht sieht über dem Brode, das auf ihr schwimmt.“

Ja krumm und buckelig ist er, antworten wir, wenigstens seine Ufer, und das eben ist sein Reiz. Oder bist Du nicht entzückt über den Reiher, der in voller Größe vor Deinen Augen steht, wenn Du auf leisem Nachen um die beschilfte Ecke biegst und über der Wildenten stillfeiernde Schar? Oder rührt es Dein Herz nicht, wenn Du herausruderst aus dem Schatten dunkler Fichten dort am Strande der Insel, wenn Dein Blick hier die majestätische Dreithorspitze streift, da den blinkenden Kirchthurm, dort der Rinder weidende Herde? Freilich, Mürrischer, Du schaust lieber träumerisch hinaus auf die weite Wasserfläche des Meeres in den unendlichen Horizont hinein und achtest nicht einmal des weißen Segels, das dort auftaucht, bewegungslos scheinbar, langsam vom Winde getragen, nach Stunden erst geformt und lebendig.

Gerade dieses ungebundenen Wesens halber lieben wir den See und verzeihen ihm darüber seine weniger reine Seele. Ich deute damit nicht die Opfer an, die auch er wie jeder seines Geschlechtes auf dem Gewissen hat, ich meine damit seine nicht so klare Flut. Auf der glatten Fläche anderer Gebirgsseen erkennst Du gar deutlich jedes Steinchen auf dem Grunde, jedes Schneckenhäuschen, jedes Alpenpflänzchen und das um dieses spielende, silberblinkende Fischlein. Es schwindelt Dir im Kopfe über der klaren, gähnenden Tiefe. Das suchen wir beim Staffelsee vergebens, und die Dame, der bei einer Tiefe der goldene Ring von den Fingern gleitet, hat Mühe, ihn da unten im schweigenden Grunde wieder zu entdecken. Das Wasser ist nicht spiegelklar, blau und weiß, sondern gelb und gelbbraun. Fällt ein heiterer Sonnenstrahl durch eine Lucke des schattigen Badehäuschen ins Wasser hinein,

so sieht man darin eine Unsumme geformter und ungeformter Verunreinigungen schwimmen. Das sind meist ovale, ring- und stäbchenförmige oder netzartige Pflanzenfasern und Pflanzenzellen, Moorbestandteile und Eisenocker, die dem See die Berühmtheit eines verdünnten Moor- und Stahlbades gegeben haben. Und in Wirklichkeit, der See bedürfte seiner natürlichen Reize nicht, diese Eigenschaft seines Wassers allein genügte, ihn den Sommergästen liebwert und begehrt zu machen. Seine Wellen schmeicheln der menschlichen Haut und berühren dieselbe wie Sammt und Federflaum; sie üben einen wohlthuenden Reiz aus auf die erschlafften und eine beruhigende Wirkung auf die überspannten Nerven der Körperoberfläche, bei + 14° Wärme überzieht die Haut nicht das Frösteln harter Badewässer, und auch der kranke Mensch wagt ungestraft eine Nachkur in den Wellen des Staffelsees, wenn dessen Temperatur die Höhe von + 20° erreicht hat.

Außer dem Nutzen eines vorzüglichen Badewassers biegt der See noch den, welchen sein großer Fischreichtum mit sich bringt. Er enthält namentlich viel belobte Hechte, Barsche, Brachsen, Nerflinge, Weißfische, Aitel und Aale, Schleien und Rutten. Auch seine Krebse sind durch ihre Güte bekannt.

„Du schöne Flut, die du beweglich
An blühendem Gestade schlägst,
Und mich auf deinem Spiegel täglich
In leichtbeschwingtem Kahne trägst,
Gern seh' ich deine Ufer lachen
Und atme deine Kühlung ein —
Flieg sanft dahin, mein leichter Nachen,
Die Luft ist klar, der Himmel rein! . . .“



Das Stahlbad.

Es ist noch nicht lange her, da wohnte ein alter Maler nur in Murnau zur heißen Sommerszeit; ein reicher Kaufmann der Stadt besuchte seinen Jugendfreund, und des Bäckers Schwager hatte von dem städtischen Arzte den Rat bekommen, auf dem Lande die angegriffene Gesundheit zu stärken. Der Strom der Reisenden ging der schönen Schweiz zu oder in das Salzburgische hinein. Manchesmal nur erschien ein hochgeschossenes Studentlein mit einem schwarzen, tellerartigen Käppchen auf dem Kopfe und einem mageren Bergstocke in der Hand, den Heimgarten zu bezwingen und den Herzogenstand. Kam der dann hungrig und durstig neben den Bürgertisch zu sitzen in der Stube der Wirtschaft, so entfloh aller Mund die Frage: wer ist der?

Es gab ja damals auch noch keine Eisenbahn, und wer in der Hauptstadt seine Verwandten besuchte, der rollte eine Tagereise in bestaubter Postkutsche die holprige Straße dahin.

Nur ein schmaler, schattenloser Feldweg schlich zu jener Zeit die Wiese hinab an das Ufer des Staffelsees, wo fluchende Fuhrleute schwere Baumstämme auf den Wagen luden, und die Fischer ungestört ihre Netze zogen.

Ein einziges Badehäuschen stillte die Bedürfnisse der Einheimischen.

Da entstand im Jahre 1868 der Verschönerungsverein in Murnau. Dieser verbreiterte den schmalen Wiesenpfad, setzte kaum armdicke Lindenbäumchen zu beiden Seiten desselben und pflanzte schlichte Erlen und unansehnliche Birken im Graben. Der Grund aber, auf dem die Bäume standen, war ein fruchtbarer, und die Linde war ein braver Baum. Jedes Jahr wuchs ein neues Ringlein um ihren Stamm und ein frischer Zweig auf dem Geäste. Jedes Jahr erschien eine Familie mehr im Orte; es fügte sich zu dem alten Badehäuschen jedes Jahr fast ein neues. Bald machte sich das Bedürfnis nach



Kurhotel.

der warmen Badewanne fühlbar, und das Jahr 1875 stellte ein schlichtes Holzhäuschen im Ufersande auf, das heilwirkende Seewasser auch für jene badefähig zu gestalten, welche das kalte nicht vertrugen.

Dort aber in dem sumpfigen Wiesenthälchen kniete allabendlich ein Mann am versteckten Graben, bog mit den Händen die hohen Gräser zur Seite und faßte das kühle Flüßchen zwischen diesen ins verborgene Glas. Ein roter, flockigschlammiger Grund war im Flüßchen, und seine Oberfläche spiegelte in allen Farben des Regenbogens.

Das war eine Stahlquelle.

Lange Röhren leiteten dieselben bald der warmen Badeanstalt zu, und ihr bescheidener Ruhm wuchs. Der Leidenden Begehr dehnte ihre Wände zu einem mächtigen Gebäude aus, das den stolzen Namen „Kurhaus“ in Anspruch nahm.

Dort entstand es am Ufer des Staffelsees im Jahre 1879. Mächtige Tannen schauen von drei Seiten in seine fensterreichen Geschosse, und ehrwürdige Föhren trieben ihre Aeste in den Hausraum hinein, wenn es die Scheiben gestatteten. Diese Tannen setzen sich hinter dem Hause in einem großen Walde fort, der den Hügel hinansteigt und sich in stundenlanger Ausdehnung bis an die Grenzscheide des Loisach- und Ammerthales ausbreitet.

Ein großer, freier Auffahrtsplatz, eine breite, steinerne Treppe, eine überdachte, reinliche Terrasse, geräumige, helle Gänge, ein langer Speisesaal, in dem eine große, gläserfunkelnde, linnenbedeckte Tafel steht, eine altdeutsche Stube, in welcher sich Kutscher, Diener und légerer Badegast gütlich thut, ein Clavier- und Lesezimmer, läuferbelegte Stiegen, hohe, lichte und luftige Wohnräume mit Aussicht auf den See oder in das frische Waldesgrün hinein, ein Belvedere sogar noch auf dem Dache, auf dem lustig eine Flagge weht, so bietet es sich dem Gaste dar.

Die moderne Welt liebt es ja in altdeutschen Salons ein behaglicheres Leben zu erträumen. Der Fuß schleicht lautlos auf großen, geblümten Bodenteppichen dahin, das Haupt ruht in breiten, federschnellenden Betten mit reichster Verzierung und auf Kanapees, Ottomanen, Fauteuils, ausgestattet mit türkischen, marokkanischen und persischen Stoffen in allen Farben und Combinationen.

Ein schläfriges Halbdunkel, das von schweren, doppelten Vorhängen an den Fenstern erzeugt wird, schmeichelt dem Auge, und ein Druck auf den Knopf

an der reich tapezierten Wand bringt Hausdiener, Zimmermädchen, Kellner und Kutscher auf die Beine. Sie alle lächeln; ein Kratzfuß, und eine bündige, pünktliche Aufklärung in deutscher oder französischer oder englischer Sprache, hinter der die Erwartung auf den klingenden Lohn steht, folgt da Schlag auf Schlag.

Der Wirt selbst hat vollauf zu thun. Mit der Feder hinter dem Ohre erscheint er zur selben Minute im Comptoir, im Speisesaal, in den Wohnzimmern, in der Küche und im Keller, berechnend, ordnend, belehrend, schlichtend, kostend, lobend und tadelnd. Es gilt ja jedem Wunsche gerecht zu werden, dem schlichten des kranken Handwerksmanns und dem anspruchsvollen des Herrn Baron, dem fetten und dem mageren Geschmacke, dem bequemen und dem abgehärteten Fuße, dem harten und dem weichen Rücken; und das zu jeder Tageszeit von Mitternacht bis wieder Mitternacht.

Bequemlichkeit ist es auch, der die lange Wandelbahn dient, welche, wohl gedeckt und von Eichen und hohen Fichten beschirmt, den Gast vom Hotel in's Badehaus hinüber führt.

Dieses besteht aus einem langen Gange, zu dessen Seite die Badekabinen sind, aus einem Ruhezimmer, einem Wäschezimmer, einem ärztlichen Sprechzimmer.

Hier waltet ein nimmer ruhender Geist; ein echter seines Geschlechts haftet er an der menschlichen Spur mit Besen und Bürste. Er ist ein Feind der Ameise, die sich vom Walde auf den blank gescheuerten Boden des Badehauses verirrte, und der Spinne, die der Wärmestrahl der Dampfheizung ins Eck lockte. In Sisyphus Qual scheint er bestimmt zu sein, zu fegen und zu waschen Tag und Nacht. Mit freundlichem Gruße überrascht er den eintretenden Badegast, nimmt ihm Schirm und Hut aus der Hand, heißt ihn auf weichem Polster Platz nehmen, dreht den gewünschten Wechsel, der die Wanne mit dem heilwirkenden Naße füllt, exekutiert den Thermometer mit wissenschaftlichem Anstriche, knetet und reibt nach ärztlicher Vorschrift und bringt im geschliffenen Becher den Brunnen mit gläsernem Schlürfrohre. Darum kennt dieser Geist auch alle Gäste der Saison nach Namen, Herkunft und Charaktereigenschaft, und kein Ereignis des Tages geht an ihm unbemerkt vorüber; es entsteht diesem hier die wirkliche Thatsache, in ein unzerbrechliches Schweigen gehüllt zu werden.

Dieser Geist ist: das Bademädchen.



Trinkhalle.

Wer seinen Wirkungskreis studieren will, der öffne die Thüren zu den anheimelnden Badezimmerchen, er beschaue die sauberen, in die Erde versenkten Badewannen oder thue einen heimlichen Blick in den Wäschekasten ihres Himmelreichs. Es ist auch die kleinste Leistung nicht, die Gäste alle zu befriedigen, die hier im bestimmten Turnus in das Bad steigen mit ihren verschiedenen Ansprüchen und ihren kleinen Leidenschaften.

Sie alle versammelt in vormittägiger Stunde ein Raum am südlichen Ende des Badehauses: die Trinkhalle.

Hier ruht im Schatten eines hohen Weidengebüsches die Nymphe von bunten, duftigen Blumen umgeben. Acht niedliche, geflügelte Amoretten bilden ihre Gesellschaft. Ruhig liegt das Dorf dort auf dem Hange und der Weg, der im Grünen zu ihm hinaufführt, scheint wenig begangen zu sein. Und doch haben sich zwei treuherzige Bauernkinder auf dem Pfade verirrt und sind in die Gesellschaft der himmlischen Schmetterlinge geraten, und welch' furchtsame Ueberraschung!

Das Wandgemälde, das jeden entzückt, der seinen Fuß zum erstenmale über die Schwelle setzt, entstammt der gleichen Hand, die vorliegendes Büchlein mit Illustrationen versah. Die Ausführung dieses trefflichen Gedankens ist farbenprächtig. Erhöht wird seine Wirkung noch durch einen dunklen Grund, durch die Nachbarschaft lebender Gewächse und die bunten Gewänder und das wechselvolle Treiben einer modernen Badegesellschaft.

Ein zartes Fräulein schlürft dort den heilwirkenden Brunnen. Es trägt ein einfaches, blaues, faltenloses Gewand, das ein Ledergürtel um die zierliche Taille hält. Eine rote Schleife flattert den breitkrempigen Hut herab, und zwei allerliebste Aeuglein blitzen unter diesem hervor. Diese Aeuglein gehören einem lieblichen Gesichte zu. Man möchte fast sagen, die Blässe, welche auf diesem und dem kleinen Händchen ruht, erhöht den Reiz ihrer Erscheinung. Und doch ist diese Blässe das Symtom einer Krankheit unserer Zeit, vieler junger Damen Qual, die ihr Herz stärker pochen macht, als die Ankunft des Bräutigams oder der Modistin. „Bleichsucht“ nennt der Arzt diese Krankheit, und nicht immer ist sie eine unangenehme Unterbrechung der Gesundheit nur; manche zarte Blüte knickt ihre zerstörende Hand.

In einem Stahlbade finden Kranke dieser Art Freundinen genug, die dasselbe Schicksal teilen. Gleiche Beschwerde und gleiches Leid fesselt dann die jungen Herzen aneinander. In mutwilliger Freude tritt die Zarte an den Tisch

und bringt ihren Freundinen ein Prosit dar. Wie in traulich dunkler Weinstube erklingen die Gläser. Da sitzen sie, die zierlichen Töchter der Städte. Das eine Engelein in Weiß windet die gepflückten Blumen zum Strauße, das in Rot wirft dem „Trompeter von Säkkingen“ den letzten liebenden Blick zu. Gelb und Rosa beginnen eine Partie Domino oder Schach. Nimmer schließt sich der eifrige Mund, lachend und schwätzend über dies und das; es gibt Augenblicke sogar, wo er über andere Dinge spricht als über Toilette.

Das Feuer der Rede entlockt einer jungen Dame ein Lächeln auf die bleichen Züge, welche die stolze Freude Mutter zu werden, mit dem Tode fast erkaufte. Hinter dem erträglichen Jetzt liegt ein trauriger Winter, wo ein tückisches Fieber sie auf's Lager warf, das mehrerer Aerzte Rat besorgend umstand. Das war eine böse Zeit, wo der kummervolle Gatte thränenden Auges sich über ihr Antlitz beugte, und sein Haupt sich senkte auf ihre Brust, ob es noch schlage, das teure Herz des teuren Weibes.

Der böse Winter ging vorüber, und bald blühet wieder die sommerliche Rose auf ihren Wangen.

Doch die Erde bewegt sich nach dem ewigen Gesetze, wieder vergeht der Sommer, und bald streicht auf's neue der rauhe Wind über die ersterbende Flur. Die Blätter fallen.

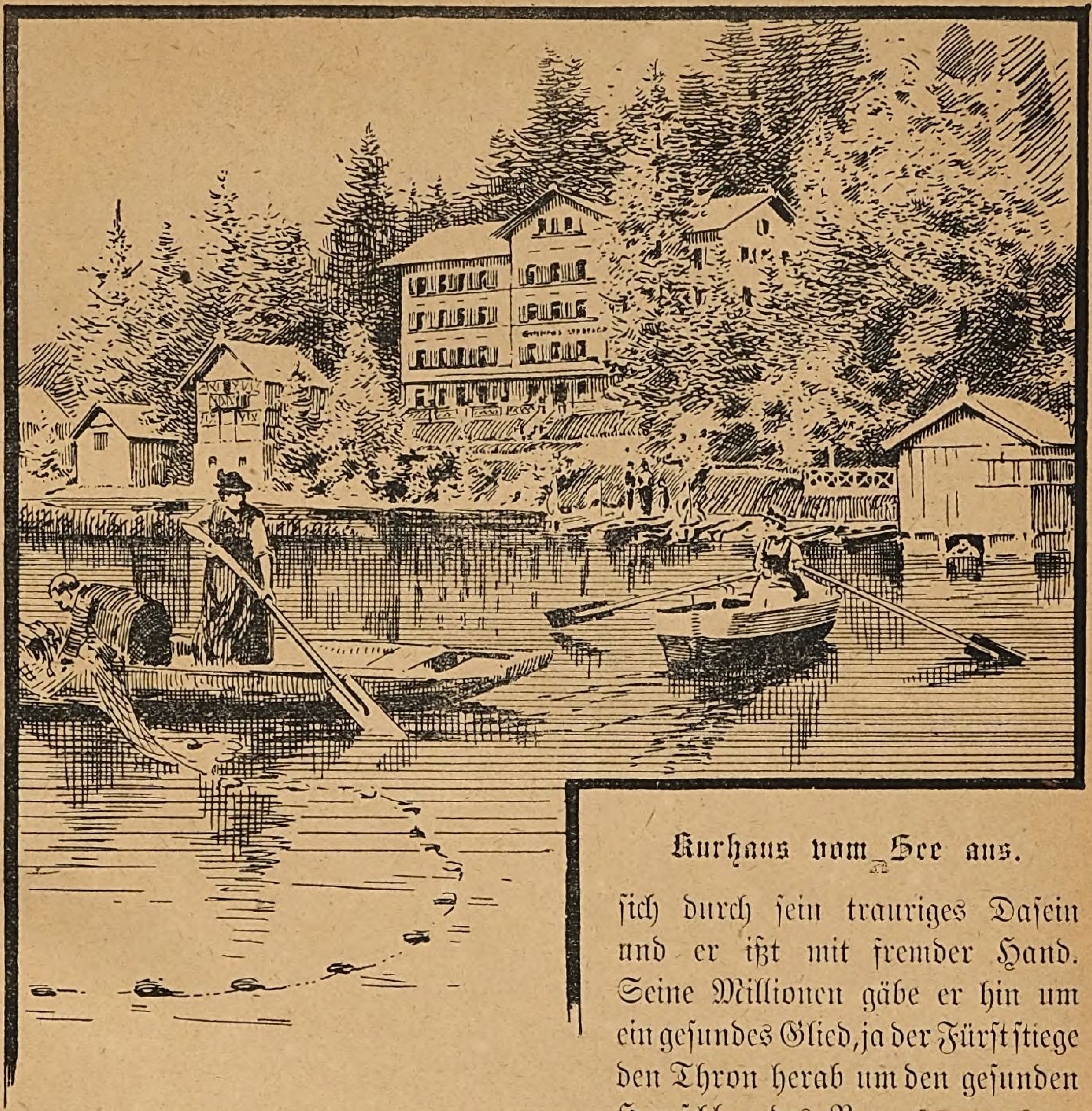
Armer Jüngling!

Mit ihnen, fürchte ich, fällt auch Dein Blatt vom Baume des Lebens. Die Hand, die Dir Dein bevorstehendes Schicksal auf die Stirne schrieb, sie gehört einer Geisel an des Menschengeschlechtes, und „Schwindsucht“ ist deren Name. Umsonst, zu spät! Es rettet Dich nicht, armer Waise, Deiner Verwandten vereinte Kraft. Fernab vom heimatlichen Kirchhofe ruhen viele Deiner Leidensgenossen in italienischer oder schweizerischer Erde.

Mehr hoffe sich von ländlicher Sonne, Waldesluft, Soolbäder und Stahlwasser die Mutter des kranken Kindes, das der Arzt unter der Marke scrophulös ins Bad sandte. Packete geschwellter Drüsen verunzieren beide Seiten des Halses, und das gerötete Auge flieht den Lichtstrahl der Sonne. Schon erfreut die erste Spur einer langsamen Besserung die besorgte Mutter.

„Die Gesundheit ist das höchste Gut.“

Wie oft führt es der Kranke im Munde dieses Sprichwort! Welch ein Bild des Jammers ist uns der reiche Kaufherr, den ein treuer Diener seit Jahren schon im Lehnstuhle fährt! Mit anderer Leute Füße bewegt er



Kurhaus vom See aus.

sich durch sein trauriges Dasein und er ißt mit fremder Hand. Seine Millionen gäbe er hin um ein gesundes Glied, ja der Fürst stiege den Thron herab um den gesunden Herzschlag des Bauersmannes.

Lacht Apollo nicht noch einmal so freundlich an dem Tage, an welchem sich der Typhus-Kranke vom Lager erhebt?

Morgen lindert Dir den schwersten Herzenskummer der Zahn, der Dich heute schmerzte.

Bald aber ist der Mahnruf vergessen und verhallt im Drange des geschäftlichen Lebens. Erwerb und Genuß hält die jetzige Generation in gespanntem Atem; ein jeder ringet Tag und Nacht, daß er zu dem heutigen Kreuzer morgen den Gulden lege, und nach der Equipage des Rentners schielt ein jeder neidischen Blicks,

Im Kampfe ums Dasein hascht der Beamte nach seines Vorgesetzten Zufriedenheit und nach höchster Huld und Gnade.

Wir nehmen ihn in der Trinkhalle wahr, daß er auf dem Lande den verloren gegangenen Schlaf wieder finde und einen Dämpfer für seine erregten Nerven.

Und diese Nerven! Sie sind die Glockenzüge, an denen die bösen Geister ziehen, die bestimmt sind, des Menschen Dasein zu beunruhigen. Neurasthenie, Hysterie, Hypochondrie, Melancholie nennt die Wissenschaft einige von ihnen.

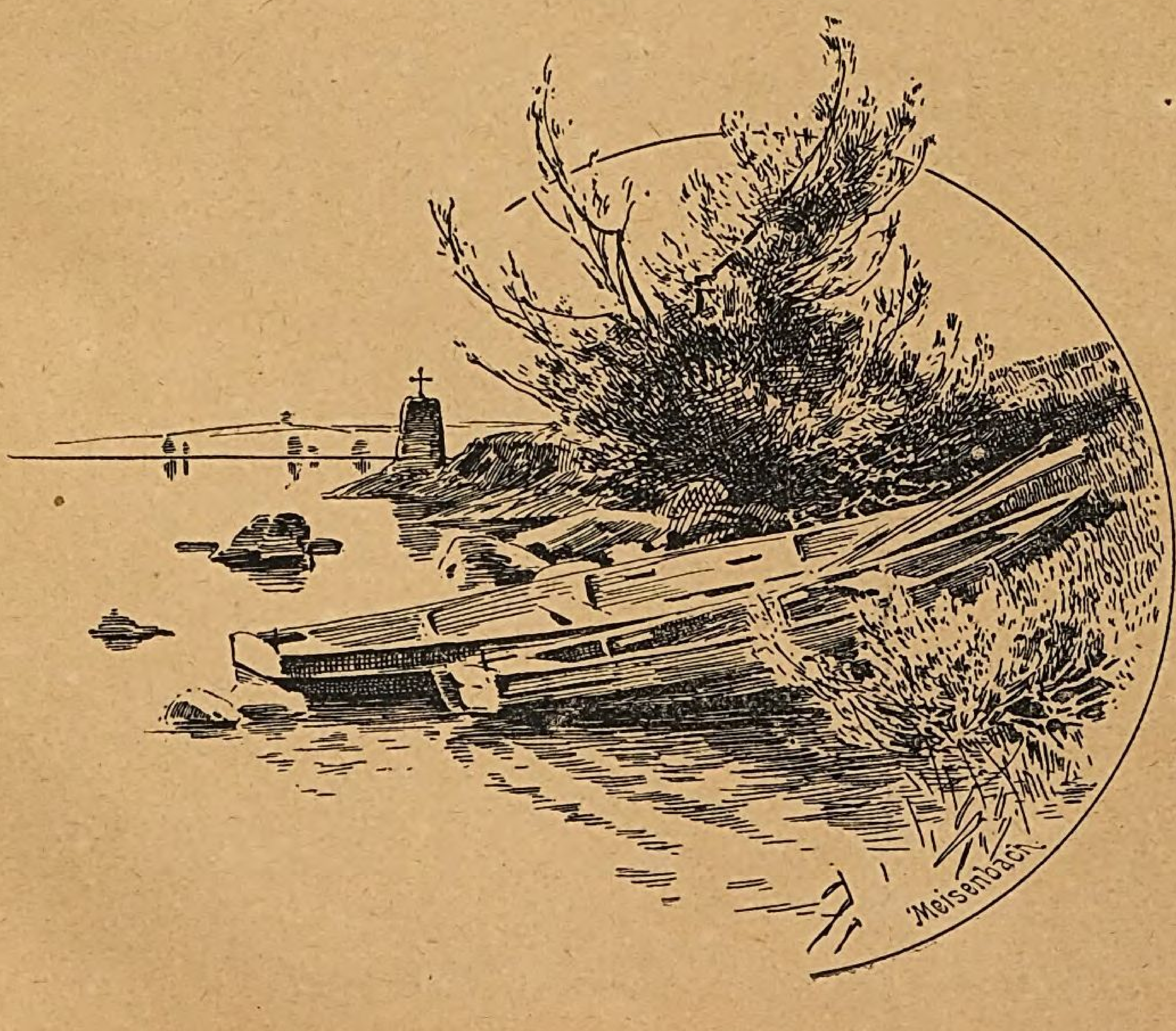
Hysterie! Siehe die Dame dort! Ihre Wohlhabenheit gestattet ihr eine heftige Migräne. Sie hat derenwegen schon alle modernen Bäder besucht und die größten medizinischen Capacitäten der Welt consultirt; und das ist ihr Ruhm. Sie kostete schon alle Mixturen, Pulver, Pillen, Kapseln, Zeltchen und Zäpfchen; sie weiß den lateinischen Namen eines jeden Medikaments, kennt dessen Geruch, Farbe und Geschmack, seine Zubereitungsweise, seine toxische und Heilwirkung und seine Teuerkeit: alles hat ihr Magen siegreich überwunden, alles genützt, die Migräne aber ist geblieben. Sie wurde gewaschen, gewickelt, gedoucht, gebadet, frottiert, massiert und elektrisiert: alles zu ihrer Zufriedenheit; die Migräne ist geblieben; sie bedarf derselben zu ihrer Gesundheit. Daher verzeiht sie auch dem Arzte die Schwächen seiner ohnmächtigen Kunst, lobt sein medizinisches Wissen, sein einnehmendes Benehmen und seine Geduld. Von ihm hat sie ja ihre eigenen Kenntnisse, mit der sie ihren Leidensgenossen im Bade an die Hand geht. Dabei ist sie noch jung und heirathsfähig, von stattlichem Wuchse und hübsch; sie ist eine wirklich brave und gebildete Dame. Ihre Züge sind im Kursaale leidend, an der Table d'hôte genesend, im Concertsaale gesund. Sie verläßt das Bad mit Befriedigung: die Migräne ist geblieben. Es schadet nichts; sie hat noch mehr wie einen Rettungsanker: die Kneipp'sche Kur, das Blutbad der Pariserinnen und die Hypnose.

Leserin, du errötest? Tröste dich, ich übertreibe. Hysterisch zu sein ist keine Schande, sondern ein Unglück. Das räthselhafte Wesen dieser Krankheit liegt mehr in der Warheit als in der Dichtung. Autosuggestion würde der moderne Arzt diese Dichtung bezeichnen.

Jetzt wendet sie sich einem dicken alten Herrn zu, mit dem gutmütigsten, fröhlichsten Antlitze der Welt, mit weißem Schnurr- und Knebelbarte, kahlem Scheitel und militärisch strammen Umgangsformen. Das ist ein gedienter Major, der sich gegen chronischem Gelenkrheumatismus im Moore badet. Die junge Damenwelt heißt ihn den „Papa“. Der Herr Major weiß aber auch

jedem Fräulein etwas angenehmes zu sagen; da entdeckt er ein duftiges Blümlein, dort eine zarte Rose, mit der Bestimmung, die Brust einer Schönen zu schmücken. Er arrangiert alle Gesellschaftsspiele, Concerte, Tänze und gemeinschaftlichen Ausflüge während der Saison, weiß gereimter und ungereimter Anekdoten die schwere Menge, erzählt vom Kriege und läßt manchen Zuaven am Bajonette stecken, manchen Champagnerkork in Feindesland in die Luft fliegen. Wer weiß, ob ihm nicht auch die Anmuth des Junggesellenthums noch zu statten kommt.

Doch der Raum drängt. Manches stünde der schildernden Feder noch zu Gebote: der Künstler, der alles photographiert mit nach Hause bringt; der Lord mit dem treuen Jaques und der blauaugigen Kammerzofe, das Haupt der in sich verschlossenen englischen Colonie, welcher sich zu nähern nur dem norddeutschen Blaustrumpfe glückte; der Student im stillen Sumpfe, die unzufriedene „gnädige Frau“, der vor zwei Jahren erst ein großer Treffer den kleinen Laden schloß; die unruhige Familie mit ihren zehn Kindern; der geheimnißvolle Sonderling aus dem entfernten Hinterstübchen im dritten Stocke, über dessen Lippen noch kein Wort kam, der im Walde nur und auf seinem Zimmer lebt; und — nicht zu vergessen — der Arzt mit seinem schwachen Personengedächtnisse. . . .



Um das Kurhaus.

Es ist am frühen Morgen. Die Sonne steht noch hinter dem Horizonte und setzt dem Heimgarten und der mächtigen Zugspitze ein Strahlenkrone auf das Haupt. Es dämmert ringsum im Walde, der das Kurhaus umgibt. Das Bächlein allein im Graben murmelt in seiner schläfrigen Art.

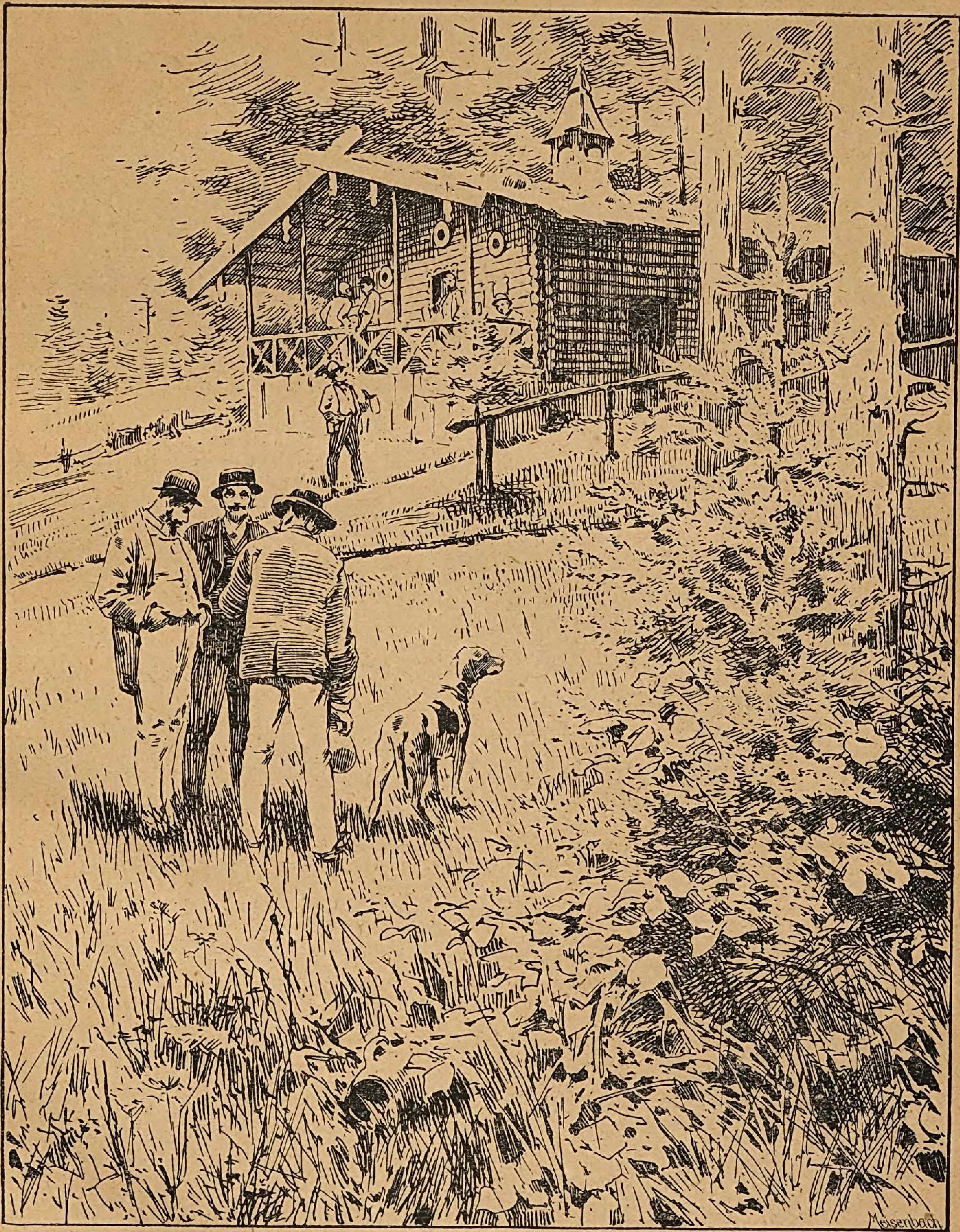
Da regt es sich im Geäste der Fichte, vor dem Fenster. Ein Fink ist's, der leise erst, dann immer lauter mit neckischem Pfiffe seine Nachbarn weckt. Das Rotkehlchen hört's unter der Dachrinne und die Amsel drüben auf dem Eichbaume. Lauter tönt ihr Gesang durch den sonst noch stillen Wald hin, und das Echo bringt ihn hundertfältig wieder.

Jetzt trägt der See den Klang der Morgenglocke vom Dorfe herüber; in der Küche unter den Wohnzimmern wird es lebendig, Teller klirren und das Gekicher der Mägde, die ihre Arbeit beginnen, mischt sich darunter. In den Gemächern ist es noch stille; die Gäste alle, die sich gestern an der Abendtafel sehen ließen, sie liegen noch in Morpheus Armen.

Das ist die Zeit, wo der Naturfreund vom Lager springt und durch die leeren Corridore ins Freie eilt, ungestört den Herzschlag der Natur zu belauschen.

Durch das Hinterpförtlein im Kurhause tritt er mitten in den schönen Wald hinein. Süßer Zauber umgibt ihn. Es winkt ihm dieser aus den Bäumen, die ihn im Kreise umstehen und aus dem gipfellosen Eichbaume dort, der die Mitte einer freien Terrasse beherrscht. Tisch und Bank stehen unter dieser, und pipp! pipp! huscht der kühne Sperling von dem Backwerke, das auf dem Tische steht. Eine vergeßliche Dame hat dasselbe zurückgelassen und Shawl und Häckelzeug dazu. Mann erkennt, der Platz ist ein Lieblingsaufenthalt der Badegäste.

Schmale, vielbetretene Wege zweigen in den Wald hinein, und zum „Kurhauswalde", zur „Aufhütte", zum „Kapferweiher", besagen die Tafeln.



Bei der Almhütte.

Erst spielte die Sonne noch in den Gipfeln der Bäume, und die Dämmerung lag in dem Strauchwerke zu deren Füßen. Jetzt steigt Phöbus höher und sieht sein Spiegelbild in den Forellenweihern, die der stille Wald birgt. Der Falter erwacht im tauigen Gras am Waldessaume und schwebt über der weißen Blüte des Ligusterstrauches und des Sauerdorns und über den gelben Dolden der Berberitzenstaude. Und er wirft einen Abschiedsgruß zu dem braven Waldhähnchen und dem Sauerklee, die sich ihre Farbe stahlen von dem Schnee, neben dem sie emporschossen, und dem Leberblümchen, dem der blaue Frühlingshimmel das Gewand lieh. Diesen Frühlingsboten des Waldes schenkte der rotblütige Seidelbast den Duft. Die hohe Fichte und ihr großes Gefolge hört des Frühlingsboten Kunde von dem Wundermanne Lenz und breitet ihre dunklen Aeste aus, denselben zu empfangen. „Lichtgrün und glänzend schießen neue Sprossen hervor und in den höheren Zweigen leuchtet wie Korallenschmuck die bescheidene Blüte.“ Der Specht klettert am Stamme empor, klopfend und schnurrend, und der kleine Zaunkönig klebt an der harzigen Rinde oder er läuft um den Stamm mit leisem Lockton, wie wenn er denselben ummessen wollte. Aus dem Geäste antwortet die lebhafte, listige Meise in gelbem, blauem oder schwarzem Gefieder.

Ueberall ist das Leben erwacht, das Lüftchen spielt mit dem schaukelnden Zweigen, und Duft und Wohlgeruch schwellt die hochatmende Brust.

O Wald, du schöner Wald! Dich liebe ich! Das Lispeln deiner Blätter gilt wie das Lispeln eines teuren Wesens mir; das Rauschen deiner Zweige rauscht mir Freude in mein betrübtes Herz. Ein Fant, der deine Stimme nicht versteht; deß Brust ist mit einem unbezwingbaren Panzer umgürtet, deß Gefühle sind kalt und öde. Ihm gilt auch nichts das unverschuldete Elend, das aus des Brodlosen armselige Hütte schaut, ihn rührt nicht der Harfe süßer Ton, es entzückt ihn nicht der Pinzel eines Raphael. Es halte mich der Himmel ferne von ihm, der seine Seele dem schnöden Mammon verschrieb!

Darum hasse ich den rauhen Holzknecht. Keck sitzt ihm der wettergewaschene Filzhut im Genicke, ein zottig Leinenhemd bedeckt die gefühllose Brust, die nur den dichten Lodenmantel kennt, seine sehnigen Arme sind frei, eine unverwüstliche Lederhose reicht ihm bis zum knochigen Knie nur; Wadenstrümpfe aus grober Schafwolle umhüllen ihm den Unterschenkel bis zum Knöchel, und sein meist unbekleideter Fuß steht in dem nagelbeschlagenen ledernen oder hölzernen Bergschuh.

Tage lang lebt er so fern von der menschlichen Gesellschaft im unwirthlichen Forste; aus seiner rindenbedeckten Hütte steigt der blaue Rauch in den Bergnebel hinein, und des Waldes Einsamkeit wiederhallt von seinen Axtschlägen.

Die majestätische Tanne, die ein Jahrhundert schon vom Berge da oben ins weite Land hinabsah, sie erzittert unter seiner rohen Faust. Kreischend streicht die scheue Elster aus ihrem Dunkel, und das muntere Eichhörnchen flieht beängstigt aus seinem Nestchen.

Immer lauter und lauter werden die Hiebe, immer tiefer und tiefer dringen sie der Gewaltigen bis ins Leben hinein; der mächtige Körper rührt sich mehr und mehr, er wankt, er schwankt, ein Stoß noch und — furchtbar dröhnend stürzt er zu Boden und begräbt im Falle die Nachkommen, die unter seinen Fittigen vor des Unwetters Tücke Schutz und Obdach gesucht.

So zerstört die sündhafte Menschenhand innerhalb weniger Augenblicke ein Gebilde, zu dessen Aufbau die Natur einen Zeitaufwand von hundert Jahren geopfert hat.

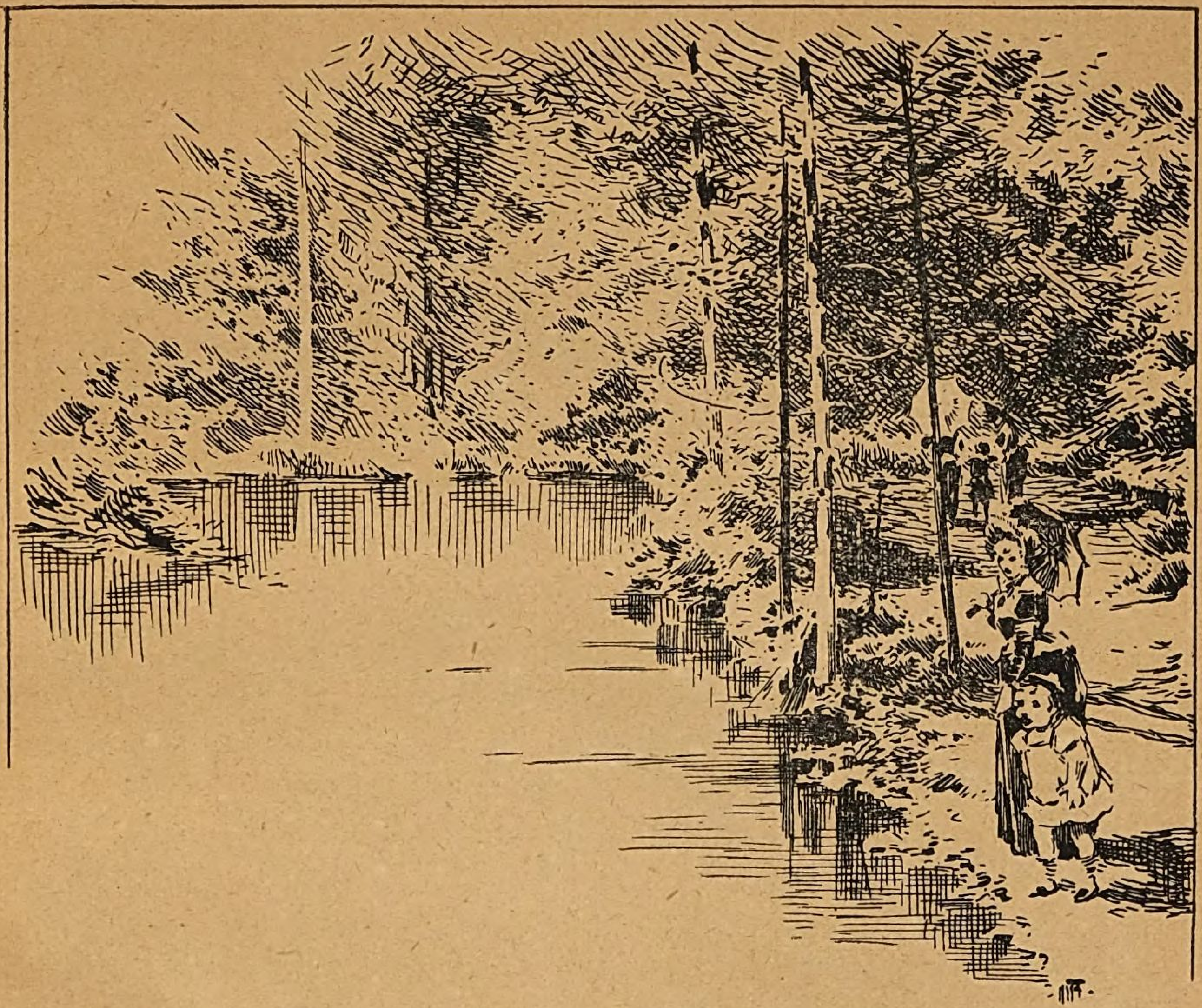
Der Wanderer unten im Tale hört den krachenden Donner und lauscht und blickt zum bewölkten Himmel: „Gott schütze mich vor dem Unwetter in dieser menschenfernen Oede!"

Mit der Königin des Waldes fallen alle ihre Nachbarn, groß und klein. Ihre Leichen liegen wie Zündhölzer auf der kahlen Höhe, und das frohe Gelächter der Knechte freut sich des gelungenen Werkes.

Doch lachet nur, lachet! Aus ihren Brettern wird auch euch dereinst der enge Sarg gezimmert!

Doch was zürne ich der schwüligen Hand des Arbeiters, der hier unter ständiger Gefahr und mit aller Kräfte Aufgebot sein karges Brod verdient? Gegen den feilschenden Händler richte sich mein Zorn, der mit vollem Geldsacke hinter ihm steht und des Volkes Noth ausbeutet, um die blauen Wälder unserer heimischen Berge zu lichten.

Gütiges Geschick! Erhalte uns den Wald! Du hast ihm im Haushalte der Natur und der Menschheit eine große Rolle zuerteilt. Der Wald vermittelt das Gleichgewicht der Wärme und der Feuchtigkeit in der Temperatur, er speist Bäche und Flüsse mit Wasser, gewährt allen Lebenden Schutz gegen den zündenden Pfeil der Sonne, erbricht den finsteren Sturm und ruft Lawinen-, Sand- und Felsstürzen gebieterisch ein „Halt!" zu.



Forellenweiher.

Eine Gegend ohne Wald ist aller Schönheiten und Reize baar; der Landschaft ohne Wald fehlt die bezaubernde Seele.

In seinem Schatten, ist sie nicht ein Idyll, die trauliche Alpenhütte dort?

Nicht eines Dichters Phantasie ist nötig, daß zwischen den grünen Läden ihrer behaglich kleinen Fenster die Sennerin winkt, und Damen und Herren, ermüdet und trunken von der Fernsicht der Berge, um das lodernde Feuer lagern.

In kleinen Serpentinen steigt der Weg den Kurhauswald hinauf am mächtigen Hochwald vorüber, bald durch niedriges Stangenholz hindurch, bald an reichblütigem Buschwerke dahin. Hier führt er an einer Waldblöße vorüber, die uns einen Ausblick auf eine üppig grünende Wiese gestattet.

Dort regt es sich am Saume des gegenüberliegenden Gehölzes. Vorsichtig erscheint ein munteres Köpfchen dort, aus dem zwei kluge Augen sehen; es folgt ein schlanker Hals dann, hierauf die zarten Beine mit leisem Tritte und nach ihm der geschmeidige Leib.

„Ein Reh! ein Reh!" ruft, wer es erblickt, und er vermeidet jede Bewegung, daß er den Liebling Dianens nicht verscheuche. Dieser tritt furchtsam aus dem Waldesdunkel hervor und, wie er den Kopf nach der Aesung senkt am Boden, wird erst sein prächtiges Gehörne sichtbar. Da plötzlich hebt er das Haupt wieder, spitzt das fein empfindende Ohr, schnuppert mit der Nase im Winde und macht sich bereit zur eiligen Flucht. Zu seiner Rechten knastert es in den Zweigen, das rauscht und erhebt sich; es war der Flügelschlag eines Nußhähers, der eben erst sich vom Nachtlager erhob. Jetzt endlich wagt sich der stattliche Bock in die betaute Aesung; hinter ihm drein zieht die Ricke, zwei Kälber und ein Schmalreh. Bei diesem Anblicke zürnt wohl ein jeder dem mörderischen Blei des Weidmannes. Und doch kracht seine Büchse in erlaubter Weise, denn der Schaden, den die Tiere in Wald und Flur stiften, ist ein kleiner nicht. Manches zarte Bäumchen kümmert unter der Aesung dieses Wildes.

Haben wir den höchsten Rand des Waldes erreicht, so könnten wir, gegen das Erlaubte uns verstoßend, auf einem Wiesenrain den Steig aufsuchen, welcher zur Aufhütte führt.

Wir thun das nicht. Wir steigen die Höhe wieder hinab hinter das Kurhaus und biegen in den Hohlweg ein, der zum Kapferweiher führt. Ein kleine Rotunde, der Spielplatz aufgeweckter Kinder bei trüber Regenzeit, grüßt uns zur Linken. Ueberall umrauscht den Fuß des Wanderers Fichten- und Tannenholz, Eichen- und Erlenbäume. Unter diesen wuchert in dichten Sträußchen die Schwarz- oder Heidelbeere, und angeschmiegt an den Baumstumpf gefällter Fichten, erblüht gar lieblich die Erdbeere. Vom See herauf dringt gleichmäßiger Ruderschlag an unser Ohr. Die Schifferin wird es wohl sein, die ihre Nachen aus dem Verstecke im Schilfe an den Landungsplatz führt. Jetzt dringt glockenhell ihr sanftes Morgenlied zu uns herauf.

Nachdem wir eine kleine Lichtung passiert, nimmt uns aufs neue der Wald auf. Hier blühet der aromatische Waldmeister, und der so selten gewordene, immergrüne Eibenbaum gedeiht in einzelnen Exemplaren. Das sind wohl die letzten Epigonen eines einst hier hausendes Geschlechtes. Die leichter gedeihende Armee der Fichten und Tannen hat sie aus dem Felde geschlagen.



Am Kapferweiher.

Nach einer längeren Wanderung durch dichten Wald eröffnet sich uns plötzlich eine entzückende Ausschau auf den Staffelsee und den Kapferweiher zugleich.

Wir sind am Paraplnie,

Nach Norden liegt der blaue See mit seinen Inseln und seinen bewohnten, wiesengedeckten Ufern zu unseren Füßen, nach Süden ist der grünleuchtende, idyllische Weiher unter uns mit einem reizenden Inselchen mitten in der Flut und einer kleinen Blockhütte auf dessen Rücken. Der Wind säuselt durch das hohe Schilf an seinem Gestade und durch struppiges Weidengebüsch. Engelgleich schwimmt die Seerose auf seinem Spiegel, und der rote Weiderich blüht in ihrer Nachbarschaft am Ufer. Rechts und links spiegeln sich ernste Nadelwälder in seiner Flut. Nach Mittag hin und nach Südwesten steigen jähe Hügel aus ihm empor. Wenige Jahre sind es, da deckte diese ein stiller, dunkler Wald noch mit riesenhaften, patriarchalischen Bäumen. Die sündhafte Menschenhand hat ihn vernichtet und an seiner Stelle leuchtet heute die Königskerze und der Petrusstab. Disteln, Himbeer- und Brombeergesträuch, Haselnuß- und Hainbuchenstauden sind auf dem Holzschlage erstanden, und zwischen diesen haben die kleinen Fichtenpflänzchen auf dem angestammten Boden Platz genommen. Winzig klein sind sie noch hier; dort drüben auf dem benachbarten Hange haben sie sich bis zur Mannshöhe schon entwickelt, und der Tau glitzert auf ihren frischen Gipfeln und den lichtgrünen Zweigen.

Gewiß leuchtet das Auge eines Jeden in der Erinnerung an die seelige Weihnachtszeit. Ungetrübt noch durch die Plackereien eines grübelnden Verstandes sah der kindlich reine Sinn zu den tausend Lichtern empor am Baume, und er hört die Engelein singen im Himmel, und das Christkind winkte ihm aus seinen Zweigen, umwoben von goldenem Scheine. Wenn der Naturfreund heute über den großen Platz geht im Herzen der Stadt an einem schneeigen Dezembertage und sieht einen weitgedehnten Wald hier entwurzelter Tannenbäumchen, unter dem geldgierig der Händler steht, da blutet ihm sein Herz, und seine Weihnachtsfreude ist vergällt.

Oder siehst du nicht die Mutter schluchzen und die Hände ringen, wenn der kalte Tod die Stirne ihres Kindes küßt? Und der Mann der am Winterabende im tiefen Schnee durch den Wald zieht und aus der Jugend gerade die besten vom Boden nimmt, fügt er der Mutter Natur nicht das gleiche Leid zu?

Wie mit Kinderaugen blicken die Bäumchen zu dem Naturfreund empor der durch das Gestrüpp herniedersteigt. „Laß mich, laß mich!“ tönt es ihm ans Ohr, und er läßt sie, behutsam seinen Fuß auf die Erde setzend, denn ihm schlägt kein rauhes Herz in rauher Brust.



Am Parapluie.

Kommt er dann hernieder an den Weiher, so greift er in die Taschen und wirft den Fischen die Brohsamen zu, die er bei der Abendtafel sich eingesteckt.

Wie das schnalzt im Wasser und schießt das muntere Völklein der Karpfen und Weißfische!

Dort aber, wo das Ufer steil in den Abgrund fällt, im Schatten der Weiden, vom Schilfe fast verdeckt, dort steht der Hecht, der Hai unseres Süßwassers. Starr und unbeweglich zittert keine Flosse an seinem Leibe. Man möchte ihn für einen im Wasser liegenden Baumast halten, und doch erkennen wir seinen großen, niedergedrückten Rachen, sein raubgieriges Auge, Rumpf und Schwanz. Wir nehmen einen Kieselstein vom Ufer und werfen ihn in die Flut; spielend sinkt derselbe unter, er streift seinen Kopf sogar. Nicht die geringste Bewegung. Da blitzt der silberne Leib eines Lauben einige Meter von ihm im Sonnenstrahle; jetzt schießt er dahin und verschlingt ihn: das Werk eines Augenblicks.

Die Fraßgier eines Hechtes ist unbegrenzt. Er macht sich an Fische gleicher Größe, ja selbst an Wasservögel, Ratten, Schlangen und Frösche. Die Kröte nur verschmäht er.

Man sagt, der Hecht lebt länger als hundert Jahre. „Im Jahre 1497 wurde bei Heilbronn ein Hecht gefangen, der, wie ein vergoldeter Ring am Kiemendeckel besagte, am 5. Oktober 1230 von Friedrich II. in den Teich gesetzt war.“

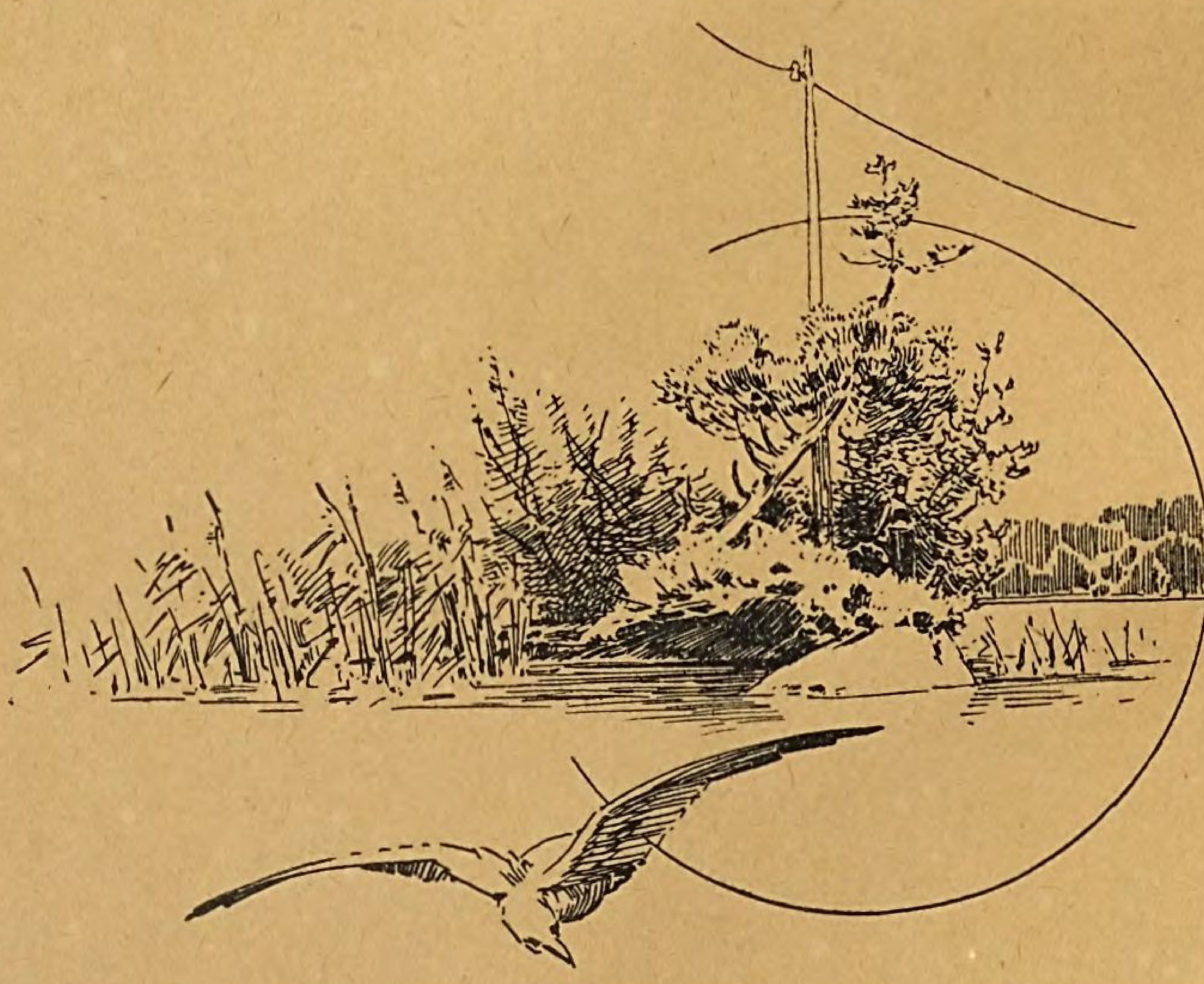
Der Kapferweiher hat auch seine Geschichte. Dieselbe ist keine welterschütternde, sondern eine lustige nur. Ihr Held erlitt ein unvermutetes Bad in den Wellen des Teiches, als bei Gelegenheit eines Waldfestes die Augen aller Theilnehmer auf ihn gerichtet waren. Ein Gedenkstein, der die Historia der Nachwelt aufbewahrt, hat folgenden Wortlaut:

„Hier müder Wandrer stehe still,
Wo er ins tiefe Wasser fiel,
Wo er beinah' mit Haut und Haar
Des Schwarzen leckre Beute war!“
(Er war vielleicht nicht groß genug)
D'rum seinen Leib er weiter trug
Zwar stark benetzt, doch unverletzt.
Zur Warnung ist der Stein gesetzt.
Denn Du auch Wand'rer, der Du's liest,
Vielleicht ein lock'rer Vogel bist,

Wie jener Leichtfuß, jener loser,
Er heißt mit Namen Peter Moser.
„Du lieber Wandrer sei gescheidter,
Fall' nicht hinein, geh' ruhig weiter!"

Weit über dem Kapferweiher dehnt sich der Wald aus. Ein dunkler Hochwald, ein Schlag mit Staudenwerk und Farrenkräutern, ein üppig emporblühendes Niederholz, sanfte Wiesenflächen, grüne Mulden mit silbernen Bächlein und stillen Weihern darin, Heuhütten unter Laubbäumen, ein wechselvolles Bergauf und Bergab: das ist der Charakter der Landschaft, ein Park, der um so schöner ist, als die Natur dort Gärtner war.

Mancher Spaziergang winkt uns da; doch wir steigen den Höhenzug hinab an das Gestade des Staffelsees und wenden unsre Schritte rückwärts dem Kurhause zu. Schon ist das Leben erwacht, das Schifflein schaukelt auf dem See, und Damen und Herren begegnen uns im Walde. Sie suchen Blumen unter den Bäumen und winden Epheu und Tannenreis um ihre Hüte.



Auf der Aufhütte.

Schon nähert sich der Tag dem Abende. Ein kühles Lüftchen erhebt sich und zittert durch das Laub der Bäume; die drückende Schwüle des Mittags macht einer behaglicheren Frische Platz.

„Nach der Aufhütte!“ lautet nun die Parole. Wieder treten wir durch das Hinterpförtlein des Kurhauses. Der Weg führt uns durch einen tiefen Graben, den wir nur auf einem steilen Steige verlassen können. Jäh geht es den bewaldeten Hügel hinan einer grünen Kuppe zu, die alle ihre Nachbarn um ein beträchtliches überragt. Der Weg nimmt dieselbe in geradem Ansturme. Es ist uns keine Zeit gegeben, im Emporsteigen unserer Umgebung zu achten, und ungeahnt haben wir die Höhe erklommen.

Hier stand in früherer Zeit eine Auf- oder Krähenhütte. Daher der Name. Der Verschönerungsverein hat die Höhe „Asamshöhe“ getauft. Bescheidenheit verbietet mir, diesen Namen zu gebrauchen.

Da, ein Jauchzer durchdringt unsere Seele, wie dem stolzen Aar im hohen Aether breitet sich zu unseren Füßen die weite Landschaft aus.

Wir stehen auf dem Teppiche der Natur. In unserer Nähe wechseln anmutige Wäldchen mit saftig grünen Wiesen und Erhebungen mit Thälern. Mitten im Grünen nehmen wir dichtbelaubte Eichen wahr, unter welcher Heuschupfen malerisch gelegen sind. Auf den Wiesen aber entfaltet sich ein köstliches Blumenleben.

Wie anders doch heute als zur rauhen Winterszeit!

Tiefer Schnee bedeckt da die Lande mit ewigem Weiß, dessen Einförmigkeit durch die Spur der Rehe und Hasen nur durchbrochen ist.

Jetzt naht der blondgelockte Jüngling, Frühling genannt, und berührt die Erde mit seinem Zauberstabe. Da streckt das Gräslein vorsichtig den schlanken Hals aus dem Boden. Wieder winkt der Frühling mit Regen und Sonnen-

schein, und das Gräslein zieht auch den langgestreckten Leib nach sich. Die Erde bekleidet sich mit hellsaftigem Grün. Zwischen diesem kommen die dunkleren Blumenblätter und die Kräuter, und schüchtern nehmen Gänseblümchen, Schneeglöckchen, Primel und der niedrige Frühlingsenzian neben ihnen Platz. Das helle Grün geht in eine dunklere Nüance über, und bunter wird das Gewand der Erde. Und stürmen auch die Nachzügler des rauhen Feindes mit Schnee und Frost über die Fluren dahin, die Aurikel, der Löwenzahn, die Wiesenranunkel werden geboren, der Wiesensalbei entsteht, der Bocksbart, die Pechnelke, die Glockenblume, das Habichtskraut, die Kamille und wie sie alle, alle heißen. Da prangen die Wiesen in gelbem, in rotem und blauem Gewande. Dann aber schießen die Gräser in die Halme, die langen Stengel der Schafgarbe, des Lab- und Heilkrauts, des Schierlings, des Kümmels und Kälberkropfs überwuchern die zuerst entstandenen bunten Blüten und Kleepflänzchen, und die Fluren bleichen in Weiß und Grau ab, und sie färben in Braun und Braunrot um, wenn die Blüten in die Samen wechseln.

Jetzt fährt die Sense des Schnitters dazwischen, und wieder sprießt es hervor mit Maiengrün, mit Primelgelb und Maasliebchenweiß, und, ehe sich die Natur erschöpft hat, prangt sie noch im Lila der Herbstzeitlose.

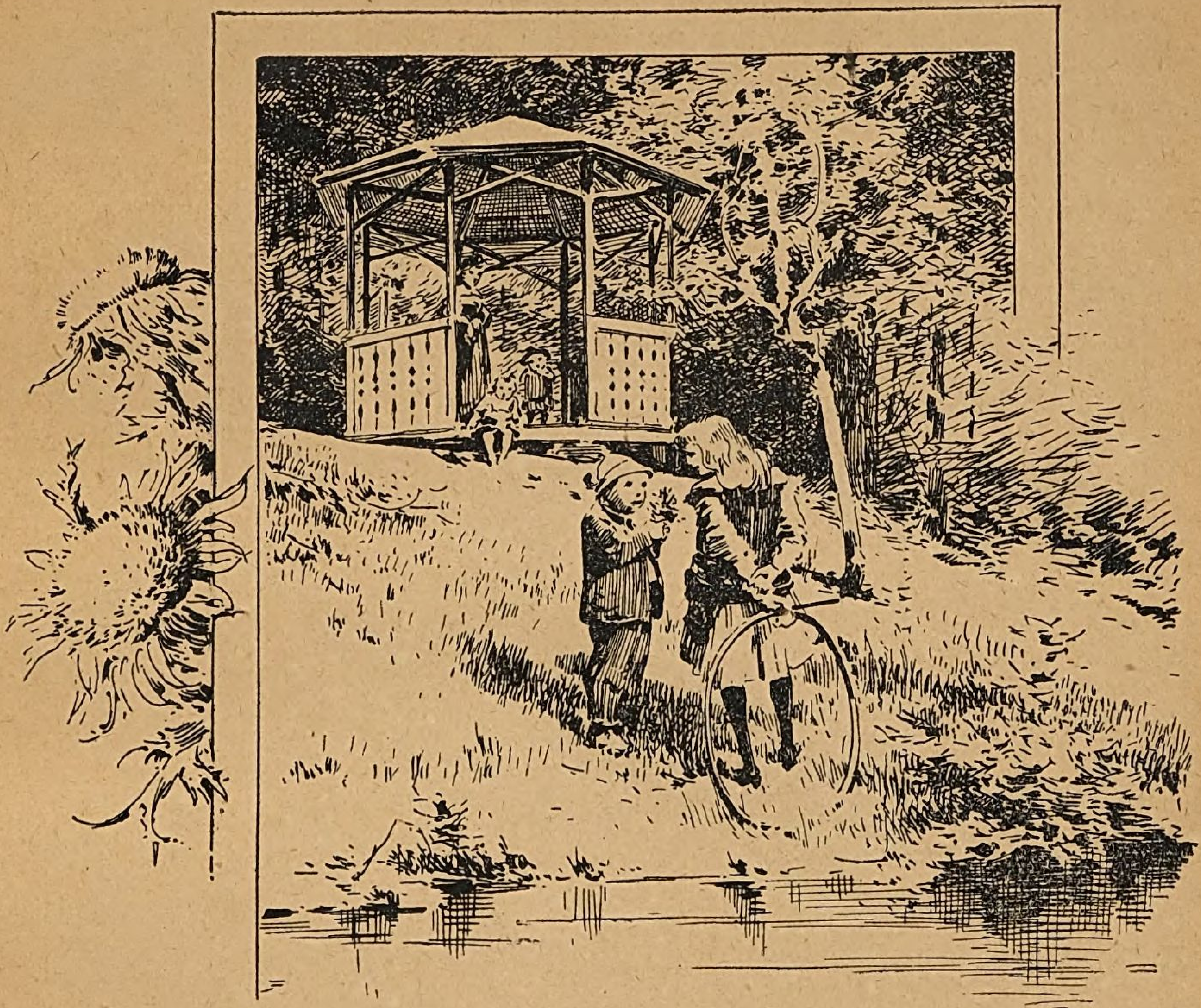
Ja Dir thut es kein Maler gleich, Du Geist der Natur!

In erhabener Idee entwirfst Du die prächtige Landschaft, und ein Wunderwerk ist Dein Gebilde. Du malst in tausend Farben und in unendlichen Tönen und Nüancen. Dann fügst Du zu den Farben das Körperliche, zu dem Körperlichen das Lebendige, zu dem Lebendigen das Veränderliche! Darum ist ein jeder Deiner Pinselstriche ein Wunder, wie ein jeder Deiner Meißelschläge.

Wir armen Menschlein ahmen Dich nach, aber wir bleiben selbst hinter dem Scheine zurück und, glauben wir auch, Dir nahe zu sein: unser Können ist doch ein Abglanz nur Deiner hehren Majestät, Du Geist der Natur!

Verwundert blicken wir darum hin auf Deine prächtige Landschaft, auf den ewig schönen See, den Staffelsee, zu unseren Füßen, blau wie des Himmels Bogen, der sich über ihn spannt.

Nach Westen und Süden schlagen seine Wellen an dicht bewaldetes Ufer, nach Osten an wiesengrünes, dorfbelebtes Gelände. Hier umspülen sie im Untersee die vereinsamte Insel Millwörth, vor dieser die Buchau und „geraden Eiland“; da spiegelt sich Linde und Kirchlein von Wörth in der klaren Flut und weiterhin Ober- und Unterbirkau.



Rotunde.

Und da, da unmittelbar unter uns, das ist das trauliche Seehausen mit seinem barokken, kupferbedachten Kirchturme und seinen schmucken Häuschen unter dessen Schutz; dort mitten im Grünen Rieden; unter diesem das vieltürmige Schlößchen und am Ufer des Sees sein dunkler Park; weiterhin zwischen bebauten Hügeln verschanzt, das reinliche, leuchtende Uffing. Seine äußersten weiß blinkenden Häuser hat es auf die vorliegenden Höhen hin gebaut. Scharf und deutlich heben sich diese gegen den dunklen Hintergrund ab.

Zu unserer Rechten, gegen Morgen hin, über der bewaldeten Ludwigshöhe, liegt Murnau mit Schloß und Kirche; über dieser die Lindenburg und das Eichholz mit seinen stillen Linden; hinter diesem aber, eben noch sichtbar, der blanke Thurm von Hagen. Von weiter Ferne grüßen darüber



Waldweg.

die Berge von Tölz und Lenggries uns zu. An Murnau schließt sich der grüne Turm von Weindorf an; an dieses Riegsee mit seiner wettergrauen Kirche und ob diesem das lustige Aidling. Das langgestreckte Dorf ist auf den steilen Hang malerisch hingelehnt. Zu dessen Linken ist Waltersberg, vor ihm Hofheim und weiterhin Obersöchering; in der Mitte aber vor uns, mit bloßen Augen eben nah erkennbar, strebt der spitze Turm vom Berg zum Firmamente empor. Neben diesem ..... ja wer zählt hier die leuchtenden Dörfer, Weiler und

Gehöfte alle, die da unten zerstreut herum liegen? Es sind allein zwanzig Kirchtürme, die Dein unbewaffnetes Auge hier erspäht.

St. Petrus wurde einst von einer großen Sehnsucht nach der Erde heimgesucht. Da übergab er dem Erzengel Gabriel die Schlüssel des Himmelreiches und stieg hernieder. Es war ein goldener Maientag, wo die Bienen summten und Maiglöcklein läuteten zu des Ewigen Andacht. Da gefiel es dem Heiligen gar gut hier und er blieb über Gebühren lange. Bei seinem Fortgehen raffte er in der Eile einen Büschel Blumen vom Wege und brachte ihn den lieben Engelein. Da war nur ein einziges Vergißmeinnicht in dem Strauße, während derselbe sonst aus großen Gänseblumen bestand. Doch das betrübte die Engelein nicht. Sie erinnerten sich des frohen Kinderspieles und zupften die Blumenblätter aus der Blüte: „er liebt mich, er liebt mich nicht?“ und „soll ich, oder soll ich nicht?“ Da gab es dann ein frohes Lachen im weiten Himmelsraume, und selbst der greise Himmelvater lächelte stille. Die Blätter aber flatterten hinab auf die Erde und fielen auf die grünen Wiesen oder sie blieben in den Aesten der Bäume hängen.

Da unter uns liegen sie zerstreut als Häuser und Gehöfte umher.

Dort, dort ist Harberg hingefallen, ein Herrschaftsgut unter dem Schutze eines Waldes von gemischtem Bestande, und hier und da auf den gegen Westen aufsteigenden Vorbergen zwischen Buschwerk, Wald und Obstgärten hindurch lugend, die Weiler: Böllenbach, Guggenberg, Salach, Schöffau und viele andere.

Da liegt ein Gehöfte, dort eines und hier noch viele: das sind die Ammerhöfe und um sie ihre üppigen Saatfelder. Jetzt fällt der Sonnenstrahl auf die mächtige Erhebung über diesen Gehöften, die gerade vor uns den Horizont beengt: das ist der bayerische Rigi, der nahe Peissenberg. Du erschaust das Kirchlein auf höchster Spitze und kannst die Fenster des unter seinem Schutze liegenden Gasthauses im Sonnenlichte blitzen sehen. Grüne Halden und dunkle Nadelhölzer recken sich vom Thale herauf bis an seine Mauern heran.

Neben dem Peissenberge sehen wir in die große bayerische Hochebene hinein; wir erkennen die blauen Höhenzüge, die das Becken des Starnberger Sees umstehen. Dort dampft es aus dem Kohlenwerke von Penzberg kerzengerade in den Himmel hinein. Zur linken davon erblickt das unbewaffnete Auge den Spiegel des Ammersees; Hochschloß schimmert aus dem Grün seiner hohen Ufer herüber, und das kundige Auge entdeckt das Klosters Andechs über seinen Wassern. Neben diesem liegt die Häusergruppe von Kerschlach.

In Wahrheit, die Welt ist so schön, so herrlich! Das empfinden wir, wenn wir auf dieser hohen Warte hineinblicken in das liebe Bayernland, nach jener Richtung, wo seiner Hauptstadt Grundmauern stehen; um vieles mehr aber noch, wenn sich unsere Augen südwärts wenden, den trauten Bergen unseres teuren Vaterlandes zu.

Da hält die trotzige Felsmauer des Wettersteins die Grenzwache. Mächtig schimmern seine abstürzenden Schroffen hinaus ins weite Land, und der ewige Schnee, der zwischen ihren Klüften liegt, verkündet des Gebirges Größe.

Vor demselben entfalten in zwei Gliedern ihre Heereshaufen: das Ammergebirge und die Esterberge, mit Teilen aus den Bergen des Isarwinkels. Ihre Rottenführer sind das Ettalermannl, der Krottenkopf und der Herzogenstand.

Fast alle diese Berge sind reich bewaldet. Da steht Baum an Baum; Stamm an Stamm, rauhberindete, beharzte, dunkelgrüne Fichten, weißstämmige Tannen, hin und wieder die zarte Lärche, zwischen ihnen in weiter Verzweigung, mit hellem freundlichem Blätterdache Buchen und Linden, Birken, Eschen und Erlen und oft auch der zierlichblätterige Ahornbaum, den Berg bedeckend von seinem Fuße bis auf den schwindligen Grat hinauf, die Schluchten und Thäler erfüllend, an den Wänden und an gewaltigen Felsblöcken hinankletternd: das ist der Typus unseres Gebirges. Freilich geht ihm die Axt und Säge im Dienste der Genuß- und Gewinnsucht, sowie der Noth des Volkes, mancherorts auch Sturm und Wolkenbruch, oft herzlos zu Leibe. Selbst die Forstgesetze genügen nicht immer zu ihrem Schutze, und doch erblickte der Fremde ohne dieselben bald kahle, abgewaschene Felswände, Bergstürze, Lahnen und Klüfte, sowie windschiefe, schlechtgemauerte Hütten, in denen armseliges Hirtenvolk wohnt, wie es in vielen Teilen der verwüsteten Schweiz und des Tirolerlandes der Fall ist.

Den Flügelmann des Ammergebirges stellt das Hörnle dar. Dasselbe besteht eigentlich aus drei grünen Spitzen, von denen wir nur eine von hier aus erblicken können. Hinter ihm sind noch die Berge von Trauchgau sichtbar. Den Hals des Hörnle umsäumt ein dunkelgrünes Band von Fichtenwäldern, und ein faltenreiches Gewand von grünen Matten und saftigen Alpenweiden fließt ihm den Leib herunter, mitten in die Gärten von Dorf und Bad Kohlgrab hinein. Hoch oben steht dieses Dorf am Eingang in das Ammerthal, von unserem Standpunkte aus zweiundeinhalb Wegstunden entfernt. Es ist die Haltestation für die Pferde, welche den Wanderer von Murnau



Schlucht hinter dem Kurhotel.

gen Ammergau und Schwangau bringen. Vor Kohlgrub sieht das Jägerhaus herunter in die Lande.

An das Hörnle schließt sich der Glasberg an, an diesen der große und kleine Aufacker und nach ihm jener schon von Kobell besungene, wackere Bursche: das Ettalermannl. Von ihnen hat sich eine kleine Schar schneidiger Kameraden abgetrennt und ist in das offene Loisachthal hinabgesprungen: die Köchel. Der Lang-, Wismad-, Stein- und Schmatzerköchel, die Weghausköchel und der Moosberg. Da liegen sie nun im Moose, der eine im Kleide dunkler Fichten, der in dem hellgrüner Buchen, dieser auf sanften Matten weidende Heerden tragend.

Ein zweiter Zug von Bergen hat es ihnen nachgemacht und sich in anmuthigen Formen durch das ganze Loisachthal quer gelagert. Ihr Anführer und größter ist der Höchberg.

Der Glasberg wie auch das Hörnle sind weniger bewaldet wie ihre Nachbarn, und das muß früher noch mehr der Fall gewesen sein. Die Folge siehst du dort an jener öden grauen Einsenkung, die an breiter Stelle vom Joch des Berges zu Thal fällt. Hier haben einst mächtige Wasser ein gut Stück Berg heruntergeschwemmt. Wir erkennen noch die abgewaschenen Massen, obwohl auf ihrem Rücken die verständige Natur einem neuen Ansturme in hohen Tannenwäldern ein unüberwindliches Verhau gegenüberstellte.

Diese Berge gehören der Diluvialbildung des Geologen an: sie sind eine angeschwemmte, lockere, aus Thon, Mergl und Kiesel mit großen und kleinen Kalksteinen untermischte Masse. Von dieser Masse, die dort sehr silikatreich ist, hat der Glasberg auch seinen Namen, denn einstens wurden hier Flaschen und andere Glaswaaren aus seiner Erde ausgeglüht. Da liegt sie die alte Glashütte oder Grafenaschau, jetzt außer Betrieb gesetzt, am Gelände des nach ihr benannten Berges. Unter dieser sehen wir, von dem vorstehenden Murnauerwald halb bedeckt, die Bauernaschau, sechs Bauernhöfe auf fetter Trift, von Obstbäumen beschattet.

Wie uns hier der Murnauerwald die Einsicht an den Fuß der Berge verwehrt, so thuen es weiter gegen Mittag die Köchel. Dahinten, halb auf Bergeshöhe angebaut, in dreistündiger Entfernung, das ist Schwaigen, bestehend aus vierzehn Bauernhöfen, die sich wieder in die Namen Braunau, Apfelbühl und Plaicken abgeteilt haben.

Diese Höfe stehen schon seit Jahrhunderten dahinten, fernab von der

Straße des menschlichen Verkehres, nur ihren Wäldern lebend und ihrer Landwirthschaft. In den Annalen Murnaus nämlich steht aus dem Jahre 1465 ein Streit verzeichnet, den die Schwaiger mit den Bürgern des Marktes wegen eines Blumbesuches oder Weiderechtes auszufechten hatten.

Hans Höhenkircher zu Uffing, der damals der Grundherr der Schwaigerbauern war, schlichtete die Fehde.

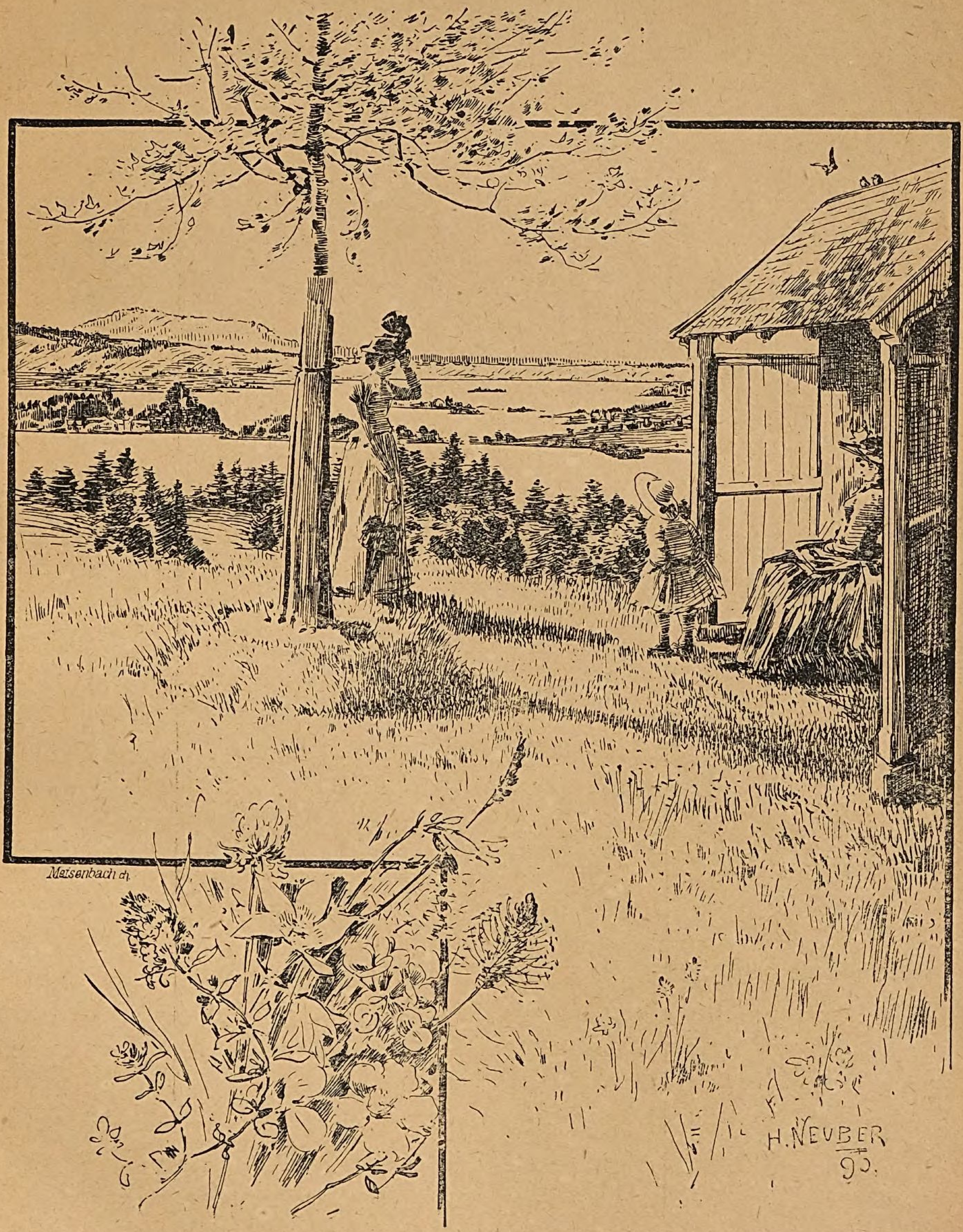
Die Bauern von Schwaigen und die von Aschau, wie überhaupt alle ringsum im Loisachthale, nennen den Berg ihr Eigen an dem sie wohnen. Sie fällen den Baum, den er erzeugt, und mähen das Gras, das um ihre Häuser wächst. Mit Spaten und Hacke haben sie außerdem in langen G.äben dem Moose ein gutes Stück fruchtbaren Landes abgerungen, auf dem sie ihre Stuten und Fohlen weiden. Selbst mit dem Pfluge sind sie gegen den Sumpf angerückt, und, da gedeiht ein spärlicher Haber und eine mäßig gute Kartoffel, wo ehedem Schilf und Binse wuchs. Wer aber im heiteren Lenz den steinigen Karrenweg unter ihren Fenstern dahinwandert, der blickt mit inniger Freude zu ihren Wohnungen empor: Häuser, zum größten Theil aus Holzgebälk, vom Alter braun gebeizt, überdeckt von dem Blütenschnee ausgedehnter Obstgärten.

Von Schwaigen hinweg wendet sich unser Blick hinüber gegen Eschenlohe, gegen jenes schmucke Dörfchen, das den felsigen Eingang zum Partenkirchnerländchen zu bewachen hat. Doch diese Wache, sie ist eine friedliche nur. Zwar munter, aber friedlich, ziehet da die Loisach, von den tiefen Bergen kommend, zwischen ihren Häusern hindurch, und auch der Strom der Wandrer, die dahinein pilgern mit Ränzchen und Bergstock, mit Textbuch und Opern glas, sie sind friedliche Beschauer des Theaters, das ihnen die Natur dahinten in sinnebestrickender Großartigkeit vor Augen führt. Und das Wächterhäuschen dieses Dorfes, es steht ober seinen Dächern auf einem vorspringenden Felsenhügel und zeigt mit einem bescheidenen Kirchturme zu dem empor, den das gläubige Volk allein für seinen Wächter hält.

Wir verlassen Dich, du freundliches Dörfchen; der Wind trage Dir ein frohes Wiedersehen hinüber, dir und den Bergen, die in deine Fenster schauen

Fricken, Rißkopf, Krottenkopf und Kiste benennen sich diese rauhen Burschen; auch die Sonne wirft ihnen einen warmen Gruß zu, und hell schimmert das Kreuz, das das felsige Haupt von Rißkopf und Kiste krönt.

Unter ihnen im Thale steigt es plötzlich mit einer weißen Wolkensäule in die Luft: das ist der Bahnzug der aus dem Ländchen kommt. Mit bewaff-



Aufhütte.

netem Auge sehen wir den Schlott des Dampfrosses und erkennen den schlangenartigen Leib, den dasselbe nach sich zieht; jetzt hält dasselbe; wieder sehen wir den wolkigen Hauch der Dampfpfeife und des Kamines, wir hören im Geiste den dumpfen Ton derselben; abermals rührt sich der schwarze Wurm und kriecht über die Straße und die Loisach an den Saum der Berge heran. Wir verfolgen ihn mit unseren Blicken unter der Osterfeuerspitze, dem Hirsch- und dem Heuberge entlang und sehen ihn unter einer großen Dorfschaft hinter einem grünen Hügel verschwinden.

Wir vermuten wenigstens, daß unter dem Obstbaumwalde da drüben ein Ort versteckt sein müsse, und nehmen ja auch den gelben Turm der Kirche wahr, der sich über denselben erhebt. Das ist Ohlstadt, ein Dorf mit nahezu achthundert Seelen, am Fuße des Heimgarten, eines vielbesuchten Berges, allein schon bekannt durch die Nachbarschaft des noch berühmteren Herzogenstandes. Von der nördlichen Abdachung des Heimgartens steigen bedeutende, dichtbewaldete Züge in terrassenförmiger Abstufung an das Ufer der Loisach hernieder. Da geschieht dem Flusse beinahe ein Leid, denn hart drängen ihn diese Züge ihren Nachbarn in die Weichen, und nur ein Streifchen Thal bleibt übrig, daß er sich hinausschlängle dorthin, wo die felsenschroffe Jocheralm und die spitze Nase der Benediktenwand herübergrüßen. Diese Thalsperre wird überwacht von den Orten Hechendorf auf der einen und Weichs auf der anderen Seite.

So sind wir am Ende unserer Rundschau angelangt und am Ende des Tages.

Auf dem einsamen Wiesenrain dort wandert eine hemdärmelige Schar Schnitter der menschlichen Wohnung zu. Es sind heitere Knechte und lachende Mägde, eines hinter dem anderen, die Sense über der Schulter.

Die Grasmücke hängt am schaukelnden Halme, um sich mit dem letzten Strahl der Sonne in ihr verborgenes Nestchen hinabzuducken. Bald flattert auch der letzte Falter an uns vorüber. Es will Abend werden Ein trüber Dunst liegt dort über dem Horizonte. Die Sonne taucht in ihn hinab; da bläht sie sich zu einem großen, glühenden Balle; sie schwimmt in einer feurigen Masse; rosige Wölklein steigen aus derselben empor; der weite Himmel und unter ihm Wiese, Strauch, Baum, Fels und Wasser, sie erstrahlen im roten Brande. Und zu unseren Füßen! Es siedet, brodet und zischt gleichsam im See, wie in einem Schmelzofen voll glühenden Metalls. Immer gesättigter werden die Farben, immer tiefer die Töne: erst weißgelb, dann gelb, dann hell

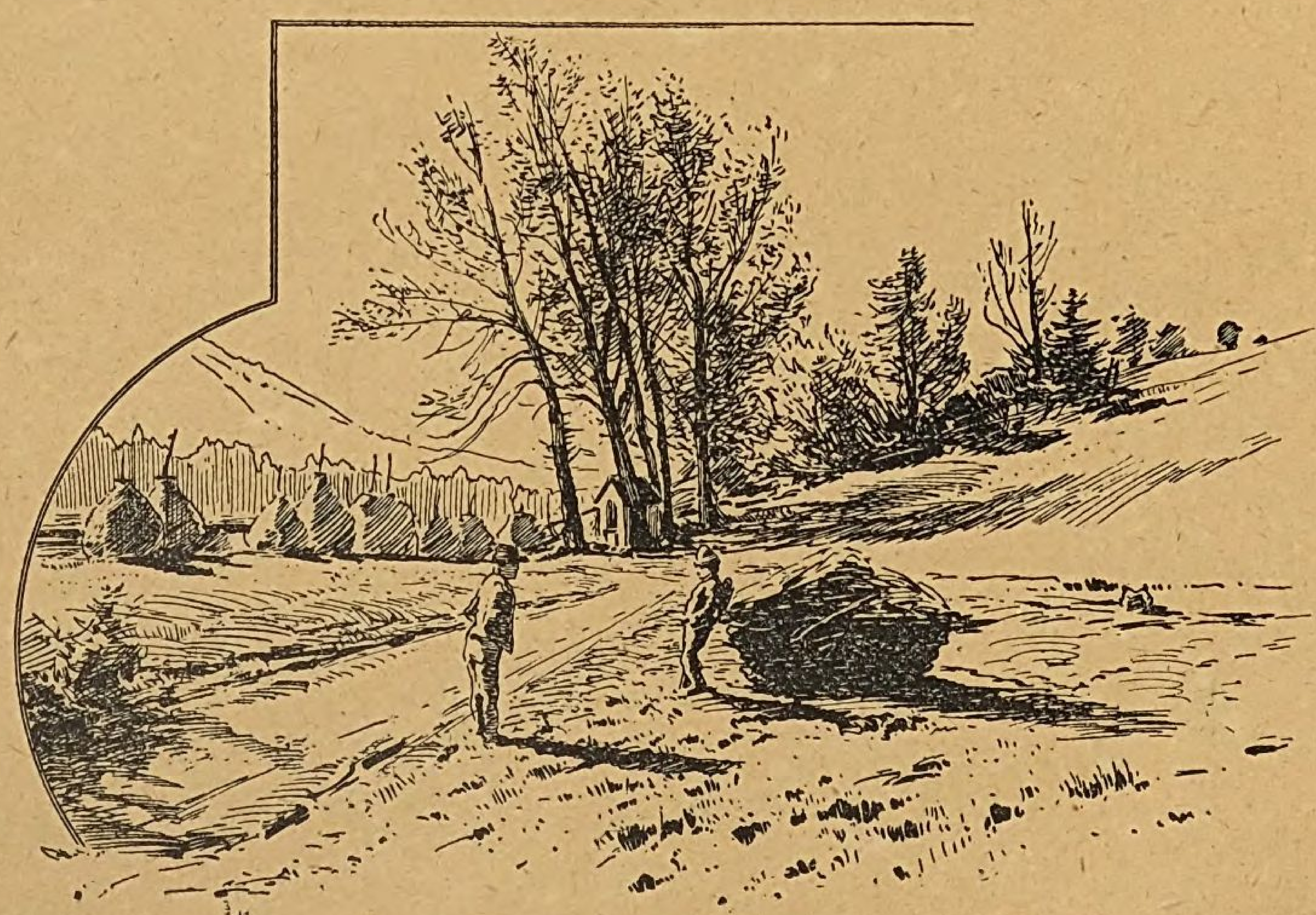
dann blutrot, dann purpur, dann violett. Das Auge wendet sich geblendet den Bergen zu. Endlich sinkt die Sonne hinab, die Schatten steigen die Berge hinan, es dämmert im Thale. „Da schon glaubt man das Sonnenlicht erlöscht, da flammt es noch einmal auf den höchsten Bergesgipfeln auf mit Glutenschein, ein letztes Opferfeuer, das die Sonne mit weither glänzendem Strahle entzündet": das Alpenglühen.

Doch es wird kühler. Ein frisches Lüftchen steigt, sich mälig verstärkend, die Zinnen der Berge herunter. Im Moosgrunde steigen hier und dort Nebel empor; sie ballen sich zu mächtigen Wolken zusammen. Schon sind nur mehr die obersten, freien Häuser von Ohlstadt sichtbar, das Kirchlein auf Eschenloher Höhe verliert sich in ihren Schwaden, auch die Kuppen der Köchel tauchen in dieselbe hinab, und die Berge alle hüllen sich in ihnen ein; wie ein Meer wogt es da unten hin und her. Die Natur hat ihr großes Schauspiel beendet; der Vorhang ist gefallen.

Von Murnau glitzern die Lichter zu uns herauf. Es rasselt auf der nahen Landstraße: Die Postkutsche von Kohlgrub rollt über die Höhe hinab, und der wackere Postillon bläst mit den müden Rossen dem Stalle zu:

„Gute Nacht, du mein herziges Kind!"

Ja, gute Nacht, Mutter Natur! Schlaft wohl ihr lieben Vögelein! Schlaft wohl ihr Menschen da unten! Zufriedenheit über das ehrlich vollbrachte Tagewerk schließe euch die müden Augen!



Auf dem See.

Es ist allerdings eine Freude für den sommerlichen Badegast, Herz und Lunge zu üben, wenn er des Morgens im funkelnden Tau den blumenreichen Hang hinansucht, oder wenn er in der Glut der mittägigen Sonne durch die Wälder streift, über Hügel und Thal, sinnend und dichtend, wohin ihn just sein leichter Sinn führt. Da streckt er Abends behaglich seine müden Füße aus auf der Terrasse des Kurhauses und läßt Messer und Gabel auf dem schnell geleerten Teller klappern oder er bläst mächtige Wolken von Cigarrenrauch unter das sausende Heer der Schnacken und Stechfliegen, die ihn umdräuen.

Wie dann aber, wenn ein einförmig Grau den weiten Himmelsraum bedeckt, und der kühle Westwind in gleichmäßiger Langweiligkeit durch die tropfenden Blätter streicht? Bald ist es da ein feiner Sprühregen, der Gesicht und Hand und das gesammte Kleid mit unbehaglicher Näße durchfeuchtet, bald plätschert es in großen Tropfen auf die Erde nieder, daß die blecherne Dachrinne knattert, und Bächlein und kleine Seen die Wege ungangbar machen für den empfindlichen Fuß. Die Nebel hängen wie Trauerschleier über der bewegten Fläche des Sees oder sie wälzen sich „bleich und bleiern die Hügeln hinan," den Peissenberg verhüllend und das Kirchlein auf der nahen Insel, und wie durch ein Milchglas sehen wir auf die Berge hin.

Da schleicht sich die Sehnsucht ein nach dem winterlichen Mantel, der zu Hause becamphert im Kasten hängt, und in der Küche braut es mit Thee, Grog und Glühwein. Man sitzt fröstelnd und zähneklappernd in Gruppen beisammen im Speisesaale oder allein auf dem einsamen Zimmer, plaudernd und gähnend, nähend und häckelnd, schreibend und lesend, Tage lang in einer Kunst sich probend, die, so oft man sie übt, so schwer erlernt wird: in der Geduld. Und schlägt des Morgens der Regen noch immer an die undurch-

sichtigen Scheiben, da zeichnet man Hiëroglyphen auf diese mit den Fingern, die alle, ins Deutsche übersetzt „Langweile“ bedeuten und blickt durch ihre Schriftzüge hinaus in die öde Welt, nach einem Fleckchen Himmel suchend, und wäre es auch größer nicht wie ein Vergißmeinnicht.

Und wirklich dort ist eines, dort am östlichen Himmel! Und dieses Fleckchen wird immer größer und größer, und die Wolken jagen immer weiter hinüber über die Berge, und endlich ist er da, der lang ersehnte Strahl der Sonne und tanzt auf dem Wasser in froher Siegeslust.

Die Tropfen, die an den Zweigen hangen, spielen jetzt in allen Farben des Regenbogens, scharenweise kriecht die schwarze Schnecke in träger Art über die Wege, die getauften Blüten erheben ihr Köpfchen wieder und der Fisch im Wasser schnalzt nach der Mücke, die über die Fläche streicht.

Vom Seeufer schallt Lachen herauf, und Herren und Damen steigen in die schwankenden Kähne.

Nach den Badehüttchen dort richten sich auch unsere Schritte. Alles rührt sich hier und lebt; das ist ja das Eldorado aller Welt, die gekommen ist, in den Fluten des Sees sich Gesundheit zu erbaden oder im schaukelnden Nachen das im Getriebe der Stadt krank gewordene Herz neu zu beleben. In allen Größen und Farben liegen hier die Fahrzeuge mit bunten Wimpeln vor Anker, und die Schifferin harrt der reisefrohen Gäste. Das sind sonnverbrannte, frische Mädels! Ihre Heimat liegt dort drüben über dem Schilfe im Uferdörfchen. Die Arme dieser sind von Kindheit auf gewöhnt, bei glattem und bei sturmbewegtem See das Ruder zu führen, und auch eisiger Nordwind und wildes Schneegestöber hat sie niemals verzagt getroffen, wenn er sie zur rauhen Winterszeit auf dem Eise fischend überraschte.

Unsere Barke fliegt dahin über die schwarze Tiefe und überholt die Rivalen alle, die bald unthätig auf dem Wasser liegen; bald, von unkundiger Hand geführt, im Kreise sich drehen.

„Dort führe uns hinüber, schöne Schifferin, nach dem grünen Eilande, das sich mit dunklen Wäldern über den Spiegel erhebt!“

„Das ist die Insel Wörth, erwiedert diese, von den Fremden ein irdisches Paradies genannt, in alten Büchern als der ehrwürdigste Platz der Gegend weitum gepriesen.“

Ueber die Entstehung ihres Namens ergeht sich ein alter Chronist in folgender Auslassung:



Bei dem Badehäuschen.

„Die Insel wird die Wörth genannt, weil sie in den wilden Kriegen der Alten der ganzen herumliegenden Nachbarschaft zur Freistätte: zur Wehre dienen mochte, auch wirklich dazu gedienet hat, wie die noch allgemeine Sage ein redender Beweis davon ist.“

Wir segeln dicht heran an ihr buchtiges Ufer, das allerwärts von Busch und Baum belebt ist, und blicken mit ehrwürdiger Scheu zu dem Kirchlein empor, welches ein gewaltiger, riesenhafter Lindenbaum beschattet. Wohin sich unser Auge wendet, überall erfreut es sich der lieblichen, paradiesischen Seeperle.

Vier gesonderte Erhebungen ragen auf der nahezu hundert bayerische Tagwerke messenden Insel empor. Die eine ist mit einer munteren Jugend

von Föhren, Lärchen und Birkenbäumchen bedeckt, über deren Wipfel eine schindelbedachte Almhütte hinüberschaut, die andere trägt einen dichten Tannenwald, diese grüne Wiesen und wogende Kornfelder, die steilste aber das Kirchlein und die Linde.

Hart am Ufer an einer Stelle, welche, gegen den kalten West geschützt, eine Art natürlichen Hafens darstellt, liegt das herrschaftliche Wohnhaus mit einer luftigen Altane, freundlichen Erkern und Türmchen, durch feinen gärtnerischen Geschmack umzaubert von Laubesdunkel, Rasengrün und Blütenbunt.

Es ist uns gestattet, zu landen, und wir setzen unsern Fuß auf einen Boden, der die Spuren einer Geschichte von nahezu zweitausend Jahren noch in sich trägt.

Hier fand man einst eine große Anzahl alter Münzen. Es waren nahezu dreitausend an der Zahl. Die meisten zeigten einen römischen Ursprung; bei vielen waren die Brustbilder und Umschriften noch recht gut erhalten und sie weisen aus, daß sie unter den Kaisern Antoninus Pius (138—161, n. Chr.), Galerius und Maximinianus (284—306) geprägt worden waren.

Also hatte auch auf den Felsen dieses Eilandes einst der römische Adler genistet; heruntergeflogen aus seinem Alpengebiete, hatte er hier einen Horstplatz gefunden, mitten in einem unermeßlichen Jagdreviere.

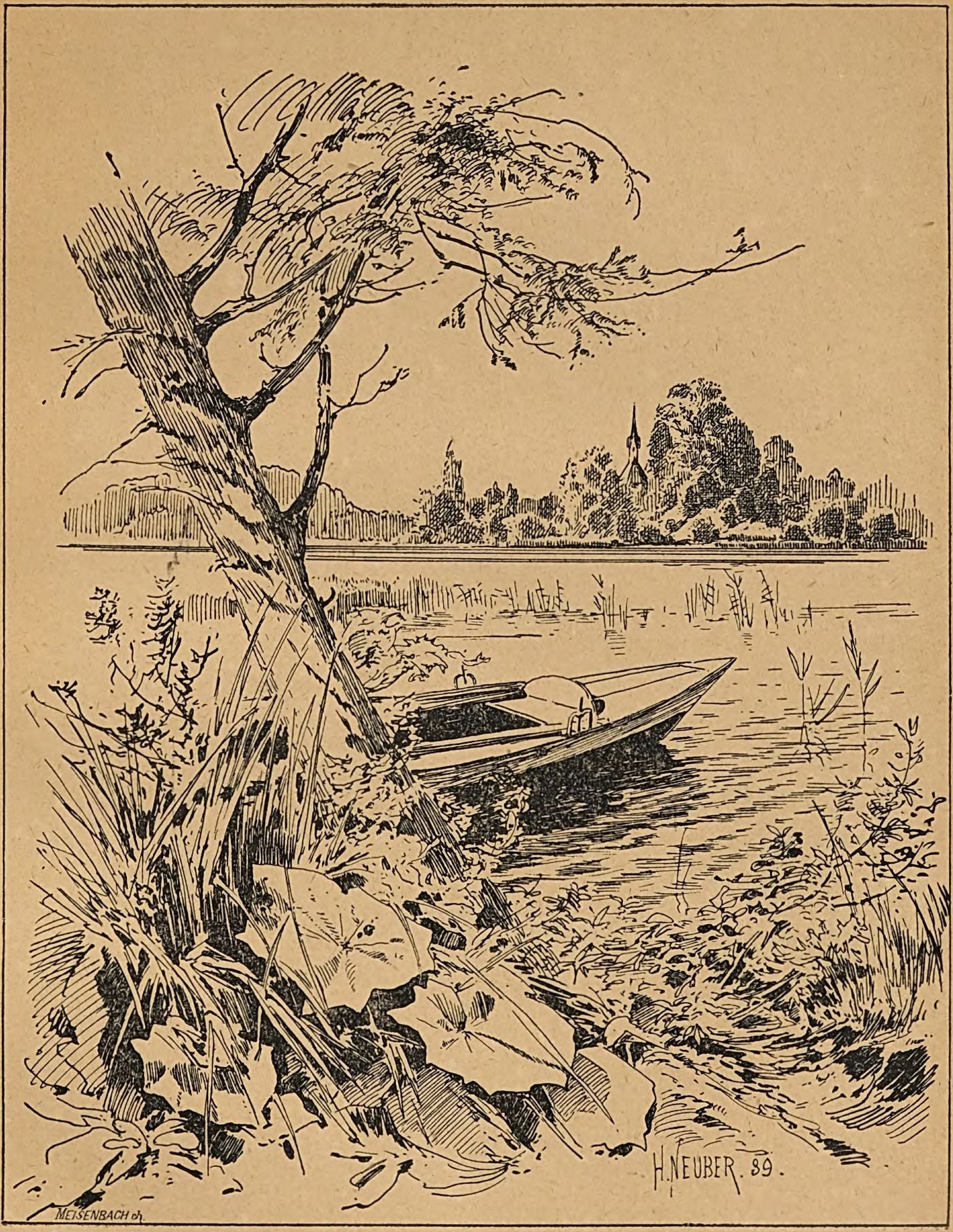
Wir wissen, daß wenige Jahre vor Christi Geburt römisches Schwert unsere Gauen unter römisches Joch zwang. Römische Cohorten zogen damals eine Straße, die von Tirol her vordrang, durch das Moos sich wagte, die Köchel überstieg und die Ufer des Staffelsees berührte.

Rhaetia secunda hieß die früher von den Licates, einem vindelicischen Stamme, bewohnte Provinz, und von der stolzen Colonia augusta Vindelicorum, dem heutigen Augsburg, dem Hauptorte derselben, gingen die Befehle aus.

Doch das mächtige Rom war im Laufe der Zeit alt geworden und gebrechlich; seine Grundstützen wurden morsch und faul und sie brachen unter der Faust des Rugiers Odoakar, eines kühnen Barbarenführers, zusammen.

Da überfluteten wilde Völker die Grenzländer des unermeßlichen Reiches und nahmen sie in Besitz. Die fellbedeckten Bajuvaren, wahrscheinlich ein keltisch-germanisches Mischvolk, brachen auch über Rhätien herein, zersplitterten die römische hasta und verwischten die letzte römische Spur. Das war um das Jahr 500 n. Chr.

Doch wie Nebel liegt es noch auf der Geschichte jener Zeit, und, was



St. Jakob und die Insel Wörth.

wir aus diesen Tagen über die Insel wissen, gehört in das Reich der Sage und der Vermutungen.

Indeß schon frühzeitig taucht aus diesem Nebel der Turmknopf einer Kirche empor, die zu Ehren des hl. Michael auf der Insel erbaut worden war. Sie stand an Stelle des heutigen Kirchleins. Es ist uns berichtet, daß auf dem gegen Seehausen hin liegenden Hügel eine zweite Kapelle sich befand, die dem hl. Christophorus gewidmet war.

„Die so wunderliche Lage einer Kirche im Staffelsee, sagt der schon mehrfach erwähnte Chronist, möchte allein schon hinreichend sein, daß man sie billig für eine der ersten christlichen Kirche in unserem Oberlande halten solle. Es ist bekannt, daß unsere alten Teutschen ihre Kirchen gerne außer ihren Wohnungen auf Berge, oder solche Plätze zu setzen pflegten, wo sie selbe sowohl als Wachthäuser und Vestungen, und zugleich auch als Gotteshäuser gebrauchen könnten. Zu dergleichen Absichten war nun im ganzen Oberlande kein bequemerer Ort, als eben der Staffelsee, und vorzüglich seine Insel Wörth, und es ist kein Zweifel, daß unsere Väter nicht selbe dazu, und zwar zuerst für ein ganzes Gau gebrauchet haben.“

Die Zeit der Entstehung der Kirche, auch nach Jahrhunderten nur, anzugeben, sind wir nicht im Stande.

„Wenn hier Mutmaßungen gelten, so geschah dieß in den ersten Zeiten des Christentums, und vielleicht schon unter dem tugendhaften Kaiser Marc. Aurel (161 — 180 n. Chr.)“ So meint der Chronist. Man war ja des Glaubens, daß das Christentum schon in den ersten Jahrhunderten nach der Leidensscene am Calvarienberge durch römische Soldaten in unsere damals so weltfernen Gegenden getragen worden sei.

Gerade aber der oben erwähnte Kaiser und Philosoph war ein persönlicher Gegner des Christentums und nicht im Stande, die Verfolgungen der Anhänger der neuen Religion zu behindern.

Geschichtliche Quellen liefern uns auch den Beweis, daß die Bajuvaren noch Heiden waren.

Der erste Herzog von Bayern, Garibald I., aus dem Hause der Agilofinger, († 595) sowie sein Nachfolger und Verwandter Thassilo, die in Regensberg residierten, waren noch Heiden. Das gleiche gilt von deren Thronfolgern Garibald II. und Theodo I. († 680); doch waren diese schon dem

christlichen Glauben gewogen, und die Heiligen Eustachius, Aegilius und Emeran trugen die Lehren Jesu dem Volke derselben vor.

Um das Jahr 690 ließ sich der nun folgende Herzog Theodo I'. mit seinen Söhnen von dem Bischofe Rupert von Worms taufen, und sein Volk folgte ihm. Da streifte der heidnische Wolf allerwärts sein struppiges Fell und wurde ein Lämmlein im Pelze des christlichen Glaubens. Es erloschen die heiligen Feuer des Heidengottes, und auf ihren Brandstätten leuchtete das Kreuz des Erlösers; allenthalben entwuchsen die Tempel des neuen Gottes dem Boden In diese Zeit mag wohl auch die Gründung der Kirche im Staffelsee hineinfallen.

Theodo II. nahm seine Söhne zu Mitregenten an, und das Land wurde unter Theobald († 712), Theodobert († 724) und Grimoald († 725) geteilt, durch den Sohn Theodoberts aber mit Namen Hugibert wieder vereinigt. Kämpfte dieser sowie sein Nachfolger Odilo (748) schon unglücklich gegen den fränkischen Hausmeier Karl Martel, so traf den Nachfolger derselben den Herzog Thassilo II. noch ein herberes Geschick. Er wurde mit seiner Familie in einem Kloster untergebracht, und Karl der Große, sein Ueberwinder, machte sein Land zur fränkischen Provinz 794.

Vom Glorienschein der Heiligkeit umstrahlt, kam schon im Jahre 735 oder 736 unter Hugibert ein Mann in unsere Lande, dem die Geschichte später den Namen eines „Apostels der Deutschen" gegeben hat: Der hl. Bonifazius.

Sein Aufenthalt zur damaligen Zeit bereitete nur eine zweite Reise unter Odilo im Jaher 739 vor, die die Gründung von vier Bistümern in Bayern zur Folge hatte. Wenige Jahre darnach im Jahre 740 oder 742 kam der Heilige abermals nach Bayern, obwohl die Biographen dieser Reise nicht mehr gedenken. Sie muß aber für die Anordnung der Verhältnisse des Bistums Neuburg und für die Einweihung der Klöster Benediktbeuern und Altmünster angenommen werden.

Es ist eine geschichtlich verbürgte Thatsache, daß der hl. Bonifazius damals im Beisein des Herzogs Odilo und des augsburgischen Bischofs Witkerp die Kirche im Staffelsee gesegnet habe.

Dieser Umstand ist der beste Beweis für die Wichtigkeit und die hervorragende Stellung jenes Gotteshauses.

Noch augenscheinlicher aber bezeichnet uns seine Größe ein Dokument aus dem Jahre 813, „welches uns der große Leibnitz aufbehalten hat, dessen Freund Joh. Georg Eccard es eigenhändig aus dem uralten Helmstädtischen Codex abgeschrieben."



Die Linde.

Als nämlich Karl der Große die Güter der Geistlichkeit und des Adels aufnehmen und sich die Vermögensverzeichnisse vorlegen ließ, um daraufhin den Beitrag des Einzelnen zu den Staatslasten zu bestimmen, kamen seine Commissäre auch an den Staffelsee und nahmen über das hier Vorhandene ein ausführliches Verzeichnis auf. Die Kirche besaß viele und kostbare Schätze.

Es befanden sich in ihr ein aus Gold und Silber verfertigter Altar; desgleichen waren vorfindig: 5 goldene Reliquienkapseln mit Glas und Krystall auf Weise der Edelsteine verziert; eine nämliche von Kupfer, hin und wieder vergoldet (die nämliche wahrscheinlich, die noch heute in der Seehauser

Pfarrei gezeigt wird); ein kleines Kreuz mit Reliquien und ein Schlüssel dazu, welches aus silbernen, vergoldeten Plättchen besteht; wieder ein anderes Kreuz, klein und mit Reliquien, welches aus Glas und Gold ausgearbeitet ist; endlich ein anderes größeres Kreuz aus Silber und Gold verfertigt, mit Edelsteinen von Glas. Ueber dem Altare hing eine silberne Krone, an einigen Teilen vergoldet, die zwei Pfund wog; in der Mitte derselben schwebte ein kleines Kreuz von Kupfer, übergoldet und ein Apfel von Krystall; um die Krone herum hingen Reihen von Perlen mit verschiedenen Farben. Außerdem hatte die Kirche 2 Kelche, von welchen einer außenher ausgemeißelt und übergoldet war und mit seiner Patene 15 Schillinge (1 Schilling = etwa 23 Gr.) wog; ein silbernes Opferteller, 6 Schillinge wiegend; eine silberne Büchse zum Weihrauchtragen mit ihrem Deckel 6 Schillinge schwer; eine andere silberne Büchse von 5 Schillingen; ein silbernes Rauchfaß, hin und wieder vergoldet, 30 Schillinge im Gewichte. Auf dem Turme hingen 2 gute Glocken, an deren Seile kupferne, vergoldete Ringe waren. An Kirchenparamenten besaß sie 2 kastanienbraune Meßgewänder; einen Levitenrock; 7 Alben; 4 Humeralien; 13 leinene mit Seiden gestickte Kelchtüchlein; 8 Altarüberzüge; 4 seidene Handschuhe, mit Gold und Perlen geziert; 4 Korporalien; 2 Stolen und ein Buchkissen. Endlich fehlte ihr auch eine wertvolle Bibliothek nicht, worin sich sämmtliche Bücher der hl. Schrift, die Homilien des hl. Gregor und das Regelbuch des hl. Benedikt befanden.

Außerdem fanden die Commissäre auf der Insel einen Maierhof vor, dessen Zustand als glänzend geschildert werden muß. Außer 1 Pferd, 113 Stück Hornvieh, 101 Stück Schafen, 87 Stück Ziegen, 90 Stück Schweinen, 63 Gänsen, 50 Hühnern fanden sich noch Vorräte von Speck und Schinken, Käse, Butter, Honig, Salz, Seife, Federn und Fellen, eiserne Werkzeuge wie Kessel, Fässer, Sensen, Sicheln, Hobel und Beile in großer Menge.. Zu dem Maierhofe gehörte außerdem eine eigene Weiberwohnung, eine Mühle und 23 von Freien bebaute Höfe, sowie 19, die von Leibeigenen versorgt wurden.

Der gesammte Besitz gehörte zu damaliger Zeit dem Bistume Augsburg, dem er vielleicht schon bald nach seiner Gründung durch die Wohlthätigkeit eines hohen Gönners zugefallen sein mag.

Außer diesem einen Maierhofe erwähnen die Commissäre noch 7 andere de ipso Episcopatu, de quibus hic breviatum non est; sed in summa

totum continetur. Das Augsburger Bistum hatte, also 8 Königshöfe, von denen der am Staffelsee der hervorragendste war.

„Die oben erwähnten 42 Höfe lagen in den Dörfen Schöffau, Rieden, Seehausen, Riedhausen, Weindorf, Söchering und im Burgfrieden von Murnau zerstreut umher. Denn die Bewohner dieser Dörfer treten in der Folge der Zeit entweder ausschließlich oder teilweise als Grundholden des Domkapitels in Augsburg auf.“

Es wird im Volke erzählt, daß auf der Insel Wörth auch ein Benediktinerkloster einst gestanden sei, welches von Benediktbeuren aus gegründet worden sein soll.

Zur Aufklärung dieser Thatsache stehen uns gar keine historische Momente bei Seite. Man vermutet, der Bischof von Augsburg habe einst für die Mönche von Schlehdorf und Benediktbeuern eine Wohnung hier errichtet und diesen die Ausübung der Seelsorge in dem ausgedehnten Pfarrsprengel anvertraut.

Das ist der Insel Urgeschichte. Ein Hauch geschichtlicher Größe liegt auf dem glänzenden Eilande. Das kleine Stück Erde, auf dem ehedem die fromme Schar aller Gläubigen der ganzen Gegend seinen Gott suchte, dient heute der Erholung und der Lust eines Einzigen. Dieser Einzige aber hat den Glanz, der von dem Fundstücke aus alter Zeit ausging, nicht verbleichen lassen, sondern fürsorglich gehegt liegt es dem lüsternen Auge des Beschauers zu Tage.

Hübsche, wohlgepflegte Wege, zwischen dessen Kieselsteinen jedes Gräschen peinlichst entfernt ist, grüne Rasen, deren Ränder mit Accuratesse begrenzt sind, Bosquets von Flieder, Heckenkirsche, Pimpernuß, Schneeball und Jasmin Rondeaux, Teppich- und Figurenbeete von Dahlien, Fuchsien, Pelargonien, Chrysantemen, Heliotrop, Reseden, Violen, Geranien, Gnaphalien und wie sie alle, alle heißen in ihrer farbenprächtigen Zusammensetzung, und endlich die Rose in vielfältiger Größe und Farbe, sowie von köstlichem Wohlgeruche, sie bedecken den Hügel vor, hinter und neben dem paradiesischen Wohnsitze.

Denselben aber krönt da oben die alte, wetterzerzauste Linde, auf höchster Warte, noch immer in lebensfrischer Pracht, obwohl der Sturm vieler Jahrhunderte an ihren Grundfesten gerüttelt. Ihr Auge hat auf weitem Umkreise hin alle ihre Nachbarn erstehen und sterben sehen. Ja alt ist sie, sehr alt; ihre Lebenszeit reicht weiter hinauf, als unsere historische Erinnerung über das Jahr ihrer Geburt. Die Sage hat ihre Jahresringe gezählt und behauptet, daß sie über tausend Jahre zähle. Das ist nun allerdings hoch-

betagt; unser kurzes Menschenleben erscheint mir eine Eintagsfliege fast dagegen. Wohl durchschnitt im Jahre ihrer Entstehung noch nicht der eilige Kahn die glatte Seefläche, mit allerlei neugierig Reisevolk besetzt; wohl schlug noch nicht der Lokomotive schriller Pfiff an ihr Ohr, wohl lagerte noch nicht in ihrem Schatten schöner Damen und feingeputzter Herren moderne Gesellschaft.

Doch wenn zu später Abendstunde der Sonne Glut im fernen Westen niedergeht, und der Lärm der arbeitenden Menschheit verstummt ist, wenn des Mondes silberne Strahlen mit dem sachten Lüftchen auf blitzender Wasserfläche frohen Reigen tanzen, dann lispelt es in ihren Blättern mit tausend Zungen.

Das kundige Ohr allein versteht ihre Sprache, und viele Bilder einer Erinnerung aus grauer Vorzeit ziehen dem Lauschenden durch die Seele.

Da wandelte an ihr, dem noch unbeachteten Kinde, der hl. Ulrich vorüber, Augsburg's größter Bischof, der später den Krummstab mit dem Schwerte vertauschte. Aus seinem Munde flossen Worte des Glaubens in die Herzen der Frommen, die da gekommen waren aus nah und fern, die geweihte Toga des Heiligen zu küssen. Und er predigte Sitte und Recht und Liebe und Arbeit.

Da trocknete der Sumpf, und der Pflug ritzte die Furche; es reifte die goldene Saat; Dörfer erblüthen am Ufer, und auf dem grünen Hange weideten läutenden Heerden.

Aus der Ferne aber stieg schwarzer Rauch gegen den Himmel, und nach Osten hin leuchtete es wie Feuerschein.

Vor diesem einher stürmten auf kleinen, stampfenden, unbändigen Rossen Menschen mit gällender Stimme, ungeschlachten Geberden und von abstoßenden Gesichtszügen. Sie hatten breite, stumpfe Nasen, kleine, schwarze, tief im Kopfe liegende Augen und ein bebartetes, abschreckendes Gesicht. Das waren die Ungarn. Diese legten den Brand in die Heimstätte des christlichen Glaubens und zerrten die Betenden von den Altären, und sie schleppten dieselben fort in ihre entlegenen Steppen, „ja sie soffen das Blut der Erschlagenen; sie durchwühlten deren Eingeweide, hackten das Herz in kleine Stücklein und frassen es als Leckerbisgen."

Ihrer Zerstörungswuth unterlag auch die Kirche auf der Insel, und ihrer Pferde Huf zertrat das blühende Leben ringsum am See.

Es muß an seinen Ufern eine blutige Schlacht stattgefunden haben, denn viele Spuren ihrer einstigen Anwesenheit entdeckte man noch an dessen Gestade.

Bei dem Grundbau des Kurhauses im Jahre 1879 wurde neben mehreren Hufeisen ein ganz verrostetes Schlachtenbeil zu Tage gefördert. Schon



Das Kirchlein auf der Insel Wörth.

früher auf der Insel Wörth, dann später bei einem Uferbau am See, hierauf bei der Anlage des Kapferweihers im Jahre 1881 fand sich eine große Menge platter, roh gearbeiteter Hufeisen vor, die wegen ihrer Kleinheit für keinen der hiesigen Pferdeschläge geeignet gewesen wären.

In diesen traurigen Zeiten der Not wurde die Pfarrei am Staffelsee von dem Kloster Füssen aus verwaltet.

Da wurden die Ungarn im Jahre 955 in der berühmten Schlacht auf dem Lechfelde auf das Haupt geschlagen, vernichtet und zerstreut. Ein Hauptverdienst an diesem Erfolge gebührte dem hl. Ulrich.

Dieser war es auch, welcher dem Staffelsee durch Erbauung und Einweihung einer neuen Kirche seinen alten Glanz wiedergab.

Fünf Jahrhunderte blühte die Pfarre noch unter dem Patronate des Bischofs von Augsburg.

Im Jahre 1342 wurde dieselbe neben anderen Ländereien von Ludwig dem Bayern für das Kloster Ettal angekauft und bekam so für ein halbes Jahrtausend in dem ettalischen Prälaten einen neuen Herren. Mit dem Besitzstande auf der Insel gingen auch die demselben zehentbaren Ortschaften, darunter Murnau, in diese Hand über.

Doch die Zeiten ändern sich, und mit ihnen der Mensch. Man hatte eingesehen, daß es thunlicher und sicherer war, im eigenen Orte ein Gotteshaus zu besitzen und die Tröstungen der Religion aus naher Hand zu empfangen. Die einzelnen in dem Sprengel der Staffelseer Pfarre gehörigen Ortschaften machten sich von dieser los und bestellten sich eigene Altäre und eigene Priester. Das Mutterhaus verwaiste immer mehr und schmolz bis zur kleinen Pfarrei Seehausen zusammen. Nach langen Kämpfen legte die Bequemlichkeit am 20. Dezember 1773 die Hand auf die Grundmauern der uralten Weihestatt und transferierte dieselbe nach dem auf festem Lande liegenden Seehausen.

So wischte der Zeitgeist ein vollbeschriebenes Blatt aus im Album der Geschichte.

Die Linde ist der einzige Buchstabe auf dem Blatte Insel, den derselbe übersah.

Wie lange noch wird sie dem Gesetze der ewigen Veränderung widerstehen? Wie lange noch wird die Linde frische Blätter treiben und duftende Blüten sproßen, an denen honigsuchend das Bienlein hängt? Wann erschallt des Finken muntrer Schlag zum letztenmale aus ihrem Geäste?

Einmal schon wehrte der brave Jäger Schelle die mörderische Axt.

An ihrem Stamme, hart über den Wurzeln, da wirst du sie einmal sehen die kleine Oeffnung, kaum daß sich der schlanke Leib der Ameise hindurchzwängt. Da geht es in ununterbrochener Reihe hinein in den hohlen, dunklen Wohnraum. Unter der Rinde aber lebt der Wurm, und legst du das Ohr an den Stamm, dann hörst du das Knistern seiner geheimen Arbeit: der Linde Todenhämmerlein.

Möge dich die gütige Natur noch lange erhalten, du stolzer Baum!

Der Weg führt uns vor das eiserne Gitterthor der Kapelle, deren Baumeister noch Zeitgenosse unserer Väter war. Wir sind nicht genötigt, durch die Stäbe in ihr Inneres hineinzublicken, denn die Freundlichkeit des Besitzers gestattet uns den Eintritt in den geweihten Raum. Stumm und mit dem Hute in der Hand stehen wir in dem prächtigen Gotteshause. Die Ehrfurcht vor der großen Mutter dieses lieblichen Kindes hält unsere Zunge gefesselt, und sechs gediegene Wandgemälde, die die Geschichte der Insel behandeln, geben dieser Ehrfurcht neue Nahrung. Selten mehr hallt des Priesters „Kyrie eleison!" zu dem gestirnten Firmamente des Kirchleins empor.

Ein Hain von Cypressen, Lärchen und Föhren umsteht den geweihten Ort, und von einer kleinen Plattform hinter demselben genießen wir eine prächtige Aussicht auf den See, das Kurhaus, auf Murnau und auf die nahen Berge. Gott grüße Heimgarten dich und Herzogenstand!

Wir könnten noch die Treppen hinuntersteigen, welche den Weg in einen grünen Thaleinschnitt und an das Seeufer hinan fortsetzt, wir könnten auch noch die östliche Höhe des Eilandes besuchen, das kleine Lärchen- und Föhrenwäldchen hinanklettern und durch die blanken Rundscheiben einer Almhütte in den stylmäßigen Innenraum lugen, allein wir dürfen die Güte ihres Schöpfers nicht mißbrauchen. Wir wollen sie auch nicht erbitten, einen halbstündigen Rundgang um das ganze Eiland zu thun, denn wir können ja später auf dem Kahne seine Ufer umfahren. Dort werden wir uns die am Gestade wachsenden malerischen Föhren besehen, die ihren roten, verkrümmten Stamm und ihre verbogenen Aeste nach jenen Richtungen strecken, welche der scharfe West ihnen gegeben hat. Nachdem der prächtige Hirsch mit seinen Kühen und Kälbern im Parke am nördlichen Inselufer nicht mehr lebt, sei uns ein Eintritt in den Musterstall des herrschaftlichen Gutes gestattet!



Herzogstand und Heimgarten von der Insel Wörth aus.

Decke, Wände, Thüren und die Doppelreihe der steinernen Futtertröge sind blitzblank geputzt, und der Boden näßt noch von der eben beendigten Waschung.

Und welche Exemplare einer ausgesucht stattlichen Race!

Dieser wohlgeformte Kopf, dieses kräftige Gehörne, dieser breite Rücken, diese mächtigen Flanken, diese starken Füße, diese strotzend gefüllte Euter, diese Farbe, diese Reinlichkeit, diese Gleichheit in Gestalt und Größe! Und wie es rauscht im duftenden Heu!

Mit instinktmäßigem Geschmacke stößt das Tier den eben erhaltenen

Futterhaufen mit breiter Nase in die Höhe und sucht sich das Beste und Schmackhafteste aus dem Ballen; es schlürft mit der spitzen Zunge, daß der Beschauer sein Wohlbehagen mit empfindet. Dort liegt ein anderes in gewohnter Trägheit am Boden und übt das Geschäft des Wiederkäuens, hier senkt ein drittes den Kopf tief herab, und die sich bald schließenden, bald öffnenden Lider seiner Augen führen einen Kampf zwischen Schlafen und Wachen. Jetzt dröhnt ein mächtiges Gebrüll durch den weiten Raum hin, und laut rasseln die Ketten in der Ecke. Da steht er mit beiden Füßen im Futtertroge, der Beherrscher dieses Reiches, der mächtige Bulle! Sein Auge rollt zornesfunkelnd unter der breiten, krausen Stirne, sein kurzes gedrungenes Gehörne ist zum Angriffe gesenkt, und ein gewaltiger Nacken, von dem aus eine breite Hautfalte die Vorderseite des Halses hinunterhängt, belehren uns des Uebermaßes seiner körperlichen Kraft. Doch der Mensch, er ist dein Herr! der mit seinem Meißel ein Loch durch den mächtigen St. Gotthardt trieb, er hat auch deiner Nase eines geschlagen und ein bezähmendes Ringlein durch dieselbe gesteckt!

Wir verlassen dich jetzt, du glückliches Wörth! und treiben in unserem Kahne hinaus auf die weite Wasserfläche. Mit voller Kraft greift die Schifferin in die Ruder. Wir fahren dem Laufe der Sonne nach, die über den bewaldeten Höhen des Festlandes steht, und jauchzen dem Wanderer zu und den Damen in bunten Gewändern, die am schattigen Strande schlendern in süßer Erholung. Hohes Schilf deckt das Ufer auf der mittägigen Seite der Insel, und zahllose Binsen schießen hier über die Wasserfläche. Neben diesen prangt, Blume an Blume, die Königin aller Wasserpflanzen: die Seerose. Tief unten im moorigen Grunde hat sie ihre Wurzeln geschlagen, und durch einen langen Stengel strömt das Leben ihr zu, das sie zur prächtigen Blüte entfaltet. Ein weißer Kelch, hält sie sich sammt ihren saftigen, herzförmigen Blättern schwimmend über Wasser und, da ihr der Duft nicht fehlet, steht sie ihren Brüdern auf dem Lande nicht nach. Im Gewande der Unschuld lacht sie so dem frohen Schiffer entgegen, der begehrend die Hand nach ihr ausstreckt, nach ihr, der verlockenden Wassernixe. Zwischen den Binsen sucht sie der Strahl der Sonne auf, und als einst ein funkelndes Sternlein nach ihr blickte, blieb dessen Spiegel auf dem Wasser haften, und die goldige Seeblume wurde daraus. Ein gelber Stern auch sie, entzückt sie das Auge dessen, der sorglos auf dem Nachen dahintreibt oder nach der schnellen Libelle hascht.

Diese schwebt bald mit großen, zusammenstoßenden, schillernden Augen,

bald mit metallgrünem Leibe, bald mit stahlblauen Flügeln, bald ockergelb, bald rot und blau gefleckt gar zierlich über den Blumen. Ich weiß nicht, hat ihr der Naturforscher den Namen Jungfer, Wasserjungfer gegeben, gerade dieser graziösen, tänzelnden Bewegung wegen!

Der See erstreckt sich nach Westen weit hinauf und umfließt die Inseln Ober- und Unterbirkau. Wir lassen es uns nicht nehmen, diese zu besuchen, und mustern die Mündung der ihnen gegenüber einfließenden Ach, des Zuflusses des Staffelsees. Die Ach sammelt ihr Wasser auf den südwestlich und westlich gelegenen Höhenzügen von Kohlgrub, Bayersoyen, Schönberg und Schöffau. Ueberall springen ihr lustig die Bächlein zu, und fließt sie auch an gewöhnlichen Tagen ruhig und sittsam dahin, so treibt sie es doch manchmal gar toll und unfolgsam, wenn ihr der Vater im Himmel die Zügel schießen läßt. Die Ach durchfließt eine menschenleere Gegend; allüberall bilden hohe Wälder ihre Ufer oder langgestreckte, unwirtliche Torfmoore, auf denen das Hochwild äst. Unkundenwald und Obernach, fünf Häuser zusammen, sind die einzigen menschlichen Ansiedelungen, an deren Mauern sie vorübereilt. Hat die Ach den See durchströmt, so entfernt sie sich auf demselben Ufer unweit von der Mündung wieder und fließt der Ammer zu.

Unter den Fenstern der Einöde Aichele tritt sie wieder aus dem See; da ist sie schon mächtiger geworden, und ihr Rücken trägt geduldig den Kahn. In vielen Krümmungen, kleine Seen und grundlose Wassertümpel bildend, vom dichtesten Rohrwerk umwachsen, in ihrem Grunde bedeckt von langen, flottierenden Gräsern, Wasserkräutern und Algen, auf der Oberfläche überwuchert von der üppigsten Menge von Flußkräutern, Seerosenblättern und Blüten, erreicht sie nach etwa zwei Kilometern das Dorf Uffing und durchfließt dasselbe.

Trotz der Weigerung der Schifferin sind wir versucht, auf diesem Wege Uffing, das Ziel unserer Wünsche, zu erreichen, und schon biegen wir mit unserem Kahne in den Fluß hinein. Da taucht der Schirmgott der Fischer Neptun mit dem Dreizacke aus der Flut empor, und drohend tönt sein „vos ego!“ zu uns herüber. Dort hat der Fischer seine Netze, Krebskörbe und Reißen im Wasser liegen, und ein Befahren des Flusses ist der vorwitzigen Neugier des Sommervogels untersagt.

Und um Uffing zu erreichen, haben wir das auch nicht nötig. Wir fahren durch den langen Untersee, halten an dem Ufer der umbuschten Insel

Michlewörth eine kurze Rast und landen dann bei einem Badehüttchen, um zu Fuß den Ort über dem Ufer zu erreichen.

Uffing ist eine schmucke, liebliche Dorfschaft. Es ist nicht notwendig, zu ihrem Lobe viel Tinte zu verspritzen, denn das Gute empfiehlt sich von selbst; das haben auch die Sommergäste schon erkannt, die sich alljährlich in immer größerer Anzahl hier niederlassen; dort haben sie ja wie nirgendwo den Vorzug in Wirklichkeit „auf dem Lande" zu sein. Weg mit der zwängenden Toilette, fort mit Spiegel und Pomadebüchse, anständig und reinlich, aber ungeniert!

Der Ort hat artige Häuser mit weiß- und färbig getünchten Wänden, luftigen Altanen und zierlichen Vorgärtchen. Hier blühet die Lilie, das Veilchen, die Rose und die Aster, und wer durch die Zäune guckt, dem winkt ein freundlicher Bewohner Gott zum Gruße.

Besonders anmutig ist der Kirchweg, der durch den stillen Friedhof zwischen blühenden Buschwerk hindurch in das kühle Thal der Ach hinunter zieht.

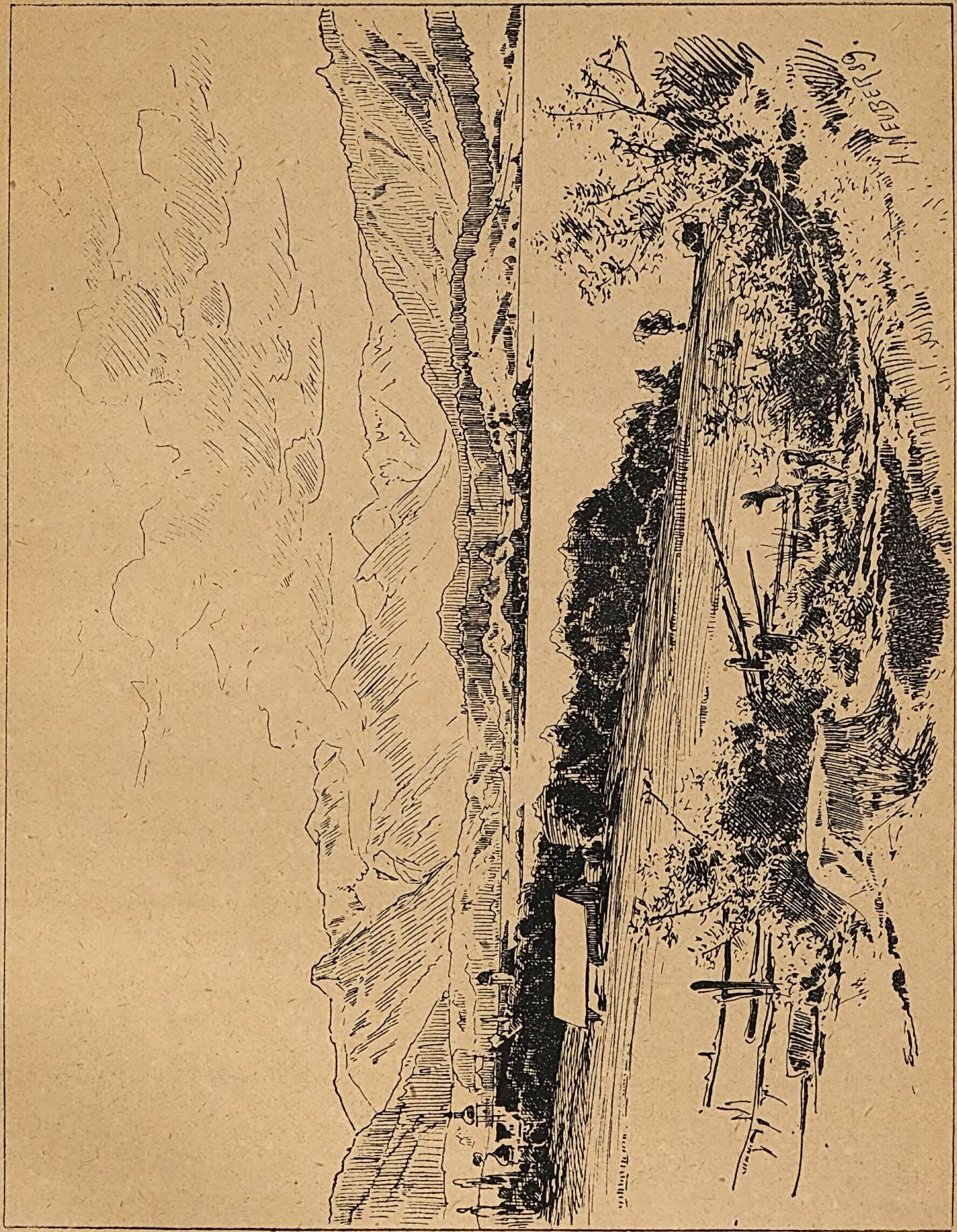
Da liegen die Mühlen unten, und wer etwas poetischen Gemütes ist, der stelle sich auf eine der Brücken und sehe dem Treiben der Fische zu oder ergötze sich an dem Geklapper der Mahl- und dem Gezische der Sägemühle und an dem tosenden Mühlsturze!

Der Mensch der Prosa aber tauche hier seinen erhitzten Körper im stärkenden Wellenbade unter oder labe sich in der Laube der Wirtschaften, deren es mehrere gute hier gibt Auch wir thun das letztere, wenigstens folgen wir dem Wunsche der führenden Schifferin, bei welcher ja der Geschmackssinn nicht schlechter entwickelt ist wie der des Ortes.

Doch nicht lange bleiben wir. Es drängt uns hinaus auf die glitzernde Wasserfläche; die kurze Zeit befiehlt uns die Heimfahrt.

Wir halten uns an das östliche Ufer des Staffelsees und lavieren dicht unter dem Parke von Rieden vorüber; schon grüßt uns der höchste Turm des herrschaftlichen Schlosses über seinen Wipfeln.

In Rieden stand die Wiege eines Mannes, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts im bayrischen Lande zur Berühmtheit kam, des vielverdienten Josef von Utzschneider (geboren 1763). Er war ein geistreicher Techniker, ein vielgewandter Beamter, Direktor der bayrischen Salinen, Bürgermeister der Stadt München und Vorstand der Münchener polytechnischen Zentralschule. Außerdem war er der Mitbegründer des mechanischen Institutes in München,



Staffelsee und Gebirge von Rieden aus.

das ganz Europa mit Fernrohren versah, und in welchem der unsterbliche Frauenhofer seine nimmerwelkenden Lorbeeren pflückte. Utzschneider starb eines nicht natürlichen Todes im Jahre 1840. Sein Name lebt noch hier in einigen Familien, die hinter dem Pfluge gehen und die Kühe melken.

Rieden ist am See prächtig gelegen. Wir sehen weit hin über die friedliche Wasserfläche, mit den Inseln im Vordergrunde, mit seinem dichtbewaldeten südlichen Ufer als Rahmen und einem vielgipfeligen Gebirgskranze, über dem silberne Wölklein fliegen. Wir erschauen den spitzen Thurm von Seehausen dort über dem grünen Hügel am Gestade und erblicken das Badehotel in weiter Ferne.

Ehe wir noch die Spitzen, Kuppen und Zacken des Gebirges gezählt haben, schießt unsere Fähre durch eine kleine Wasserstrasse zwischen „geraden Eiland" und Insel „Buchau" in eine einsame Bucht hinein. Wir legen unter einer knorrigen, schattigen Uferbuche an und springen auf das Land.

Da flattern in Scharen die Möven vom Strande auf und von den Riffen im See, dessen Grund hier sehr langsam in die Tiefe fällt.

Ihre Schatten huschen über das Land hin, und ihr weißes Gefieder leuchtet im Sonnenstrahle. Es folgt erst eine Anzahl rascher Flügelschläge, mit welchen der Vogel in die Luft steigt, dann ein weiter Bogen, der ihn mit ausgebreiteten Schwingen und mit Blitzeseile bis auf die Wasserfläche herunterführt, dann ein gällender, widerlicher Aufschrei, welcher dem Ruhestörer gilt, der ihn in seinem einsamen Strandleben überraschte. Zahllose Eierschalen im Ufersande, Fischschuppen und Gräten und der halbverweste, zerfressene Leichnam eines verendeten Hechtens bezeichnen dieses Strandleben. Außer dem Menschen, der ja überall seinen Fuß hinsetzt, erfährt die Möve hier nur noch die Gesellschaft des Reihers und der Wildente.

Zwei Hügel krönen die Insel Buchau, welche die zweitgrößte Insel des Sees bildet. Ihre grüne Rasenfläche erleidet durch zahlreiche Eichen und Buchen am Ufer und auf den Höhen eine anmutige Unterbrechung. Diese Insel wäre für einen herrschaftlichen Landsitz so geeignet, wie keine andere nach der Insel Wörth, und in Wirklichkeit war sie schon einmal bewohnt.

Das war wieder in längst verflossener Zeit. Die algenbedeckten Pfähle dort in der Tiefe, die einst einer Brücke angehörten, sind die einzigen Zeugen, die sich davon noch erhalten. Sie berichten uns, daß ehedem ein Frauenkloster

auf der Insel gestanden sei. Seine Gründung wird in die Mitte des achten Jahrhunderts verlegt. Damals hieß die Gegend um den Staffel- sowie um den Ammer-, Würm-, Kochel- und wahrscheinlich um den Walchensee der Huosigau. Dieser grenzte an den Westergau und war den Huosigern zu eigen. Man ist noch im Zweifel darüber, ob letztere Nachkommen resp. Kinder des Herzogs Theodobert oder Verwandte des fränkischen Majordomus Karl Martel gewesen waren. Offenbar waren sie ein reich begütertes Geschlecht und den bayrischen Herzögen oder den Frankenkönigen unterthan. Drei Brüder dieses Adels mit Namen Landfried, Waldram und Eliland gründeten die männlichen Klöster Benediktbeuren (um das Jahr 740), Schlehdorf (um 755) und Scharnitz (anno 762); ferner in Verbindung mit einem Bruder Gundram und einer Schwester Gailswinda die Mannesklöster Siverstadt, Sandau und Wessobrunn und die Frauenklöster Polling, Kochelsee und Staffelsee.

Andere schreiben die Gründung des Klosters Staffelsee und Kochelsee dem Herzoge Thassilo II. zu; wir wissen, daß dessen Gemahlin Luitberga im Kloster Kochelsee nach dem Willen Karls des Großen den Schleier nehmen mußte.

In dem erwähnten Verzeichnisse der fränkischen Commission (für Karl den Großen) haben wir einer Weiberwohnung gedacht; vielleicht bezieht sich der Passus: „est ibi Genicium, in quo sunt feminae XXIII." auf das Frauenkloster, von dem wir gerade reden.

Ueber das fernere Schicksal des Klosters haben sich keine Nachrichten mehr erhalten. Vielleicht wurde dasselbe nach der Zerstörung durch die Ungarn nicht wieder aufgebaut.

Nahezu zweihundert Jahre hätte in diesem Falle das Eiland armen Nonnen zur Heimat gedient.

Wenn in sturmbewegter Nacht Woge um Woge sich am rauschenden Ufer brach, und weißer Gischt die klösterliche Mauer leckte, da betete der Nonnen fromme Schar bei trüben Ampelscheine. Beim Tage aber starrte ein bleiches Antlitz aus der freudelosen Zelle in die weite Welt hinein. Es sah nicht den hellen Frühling, der aus Busch und Baum lachte und aus den tausend Blüten am Ufer, nicht den munteren Sonnenstrahl, der sich auf den glitzernden Wellen schaukelte.

Wie bejammernswert ist das Loos einer Nonne! In krankhafter Beschaulichkeit verkümmert Herz und Seele, fernab von der rüstenden, schaffenden Welt, den Angehörigen auf Nimmerwiedersehen entrissen. Lange Jahre

erreicht dieser keiner Nachricht Spur; an einem trüben Tage trifft den greisen Vater ein Bildchen mit schwarzem Saume und schwarzem Todtenkreuze auf weißem Grunde.

Fort von hier!

Freies Schifflein, du trägst uns in das herrliche Leben hinein! Die Schifferin singt ein heiteres Lied, munter taucht das Ruder in die Flut, und die Wellen plauschen im Schiffskiele. Das schwellt unsere gesunde Brust, und unsere Pulse schlagen höher.

Schon winkt St. Jakob, und bald grüßt uns der Hafen nach beendeter Fahrt.

Es ist uns berichtet, daß auch auf dieser Insel einst eine kleine Kapelle „gar niedlich gebauet war.“ St. Jakob war ja der natürliche Hauptpfeiler für eine Brücke, welche von der Insel Wörth auf die Halbinsel Burg hinübersprang und das Eiland mit dem festen Lande verband. Ueber diese Brücke machte ehedem der kleine Erdenbürger seine erste Reise, da ihn die Hand, die ihn bei seinem Eintritte ins Leben empfing, zur Taufe trug. Dorthinüber schleppte sich die leidenschaftliche Seele und zerknirscht und reumütig kehrte sie auf derselben wieder zurück. Auf ihr wandelte der Priester in finsterer Nacht mit dem höchsten Gute, wenn es mit dem Kranken in der armen Fischerhütte am Ufer zum Sterben kam. Der Chronist, welcher die Brücke selbst noch begangen hat, berichtet uns, „daß sie allezeit beschwerlich, sehr oft gefährlich, und bisweilen gar nicht zu passieren war.“

Jetzt haben hoch gehende Wogen den Steg hinweg gespült, und seine Ueberreste stecken noch im Seegrunde als ewig lebende Pfähle, den Fischern ein Gegenstand des Aergernisses, an dem ihre Netze und Angeln hängen bleiben, den kommenden Geschlechtern ein Wort Geschichte, das ihnen von dem Thun und Treiben ihrer Ahnen erzählt.

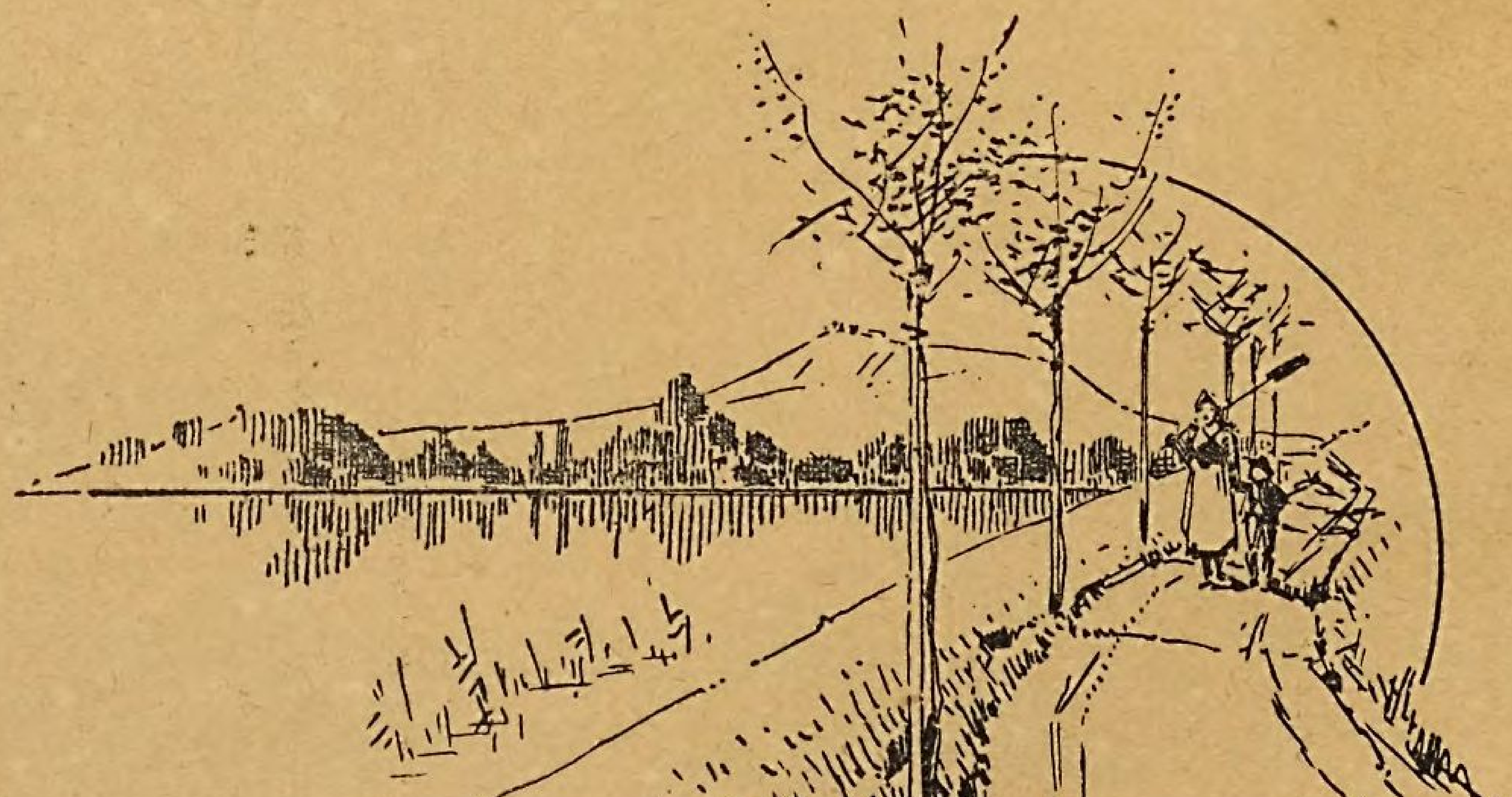
Wie St. Jakob vordem dem frommen Sinne diente, dient es heute dem praktischen. Die moderne Bequemlichkeit hat seinem Rücken eine Telephonstange aufgebürdet, deren Draht das Wort mit Blitzeseile vom nahen Bahnhofe auf die herrschaftliche Besitzung der Wörth trägt.

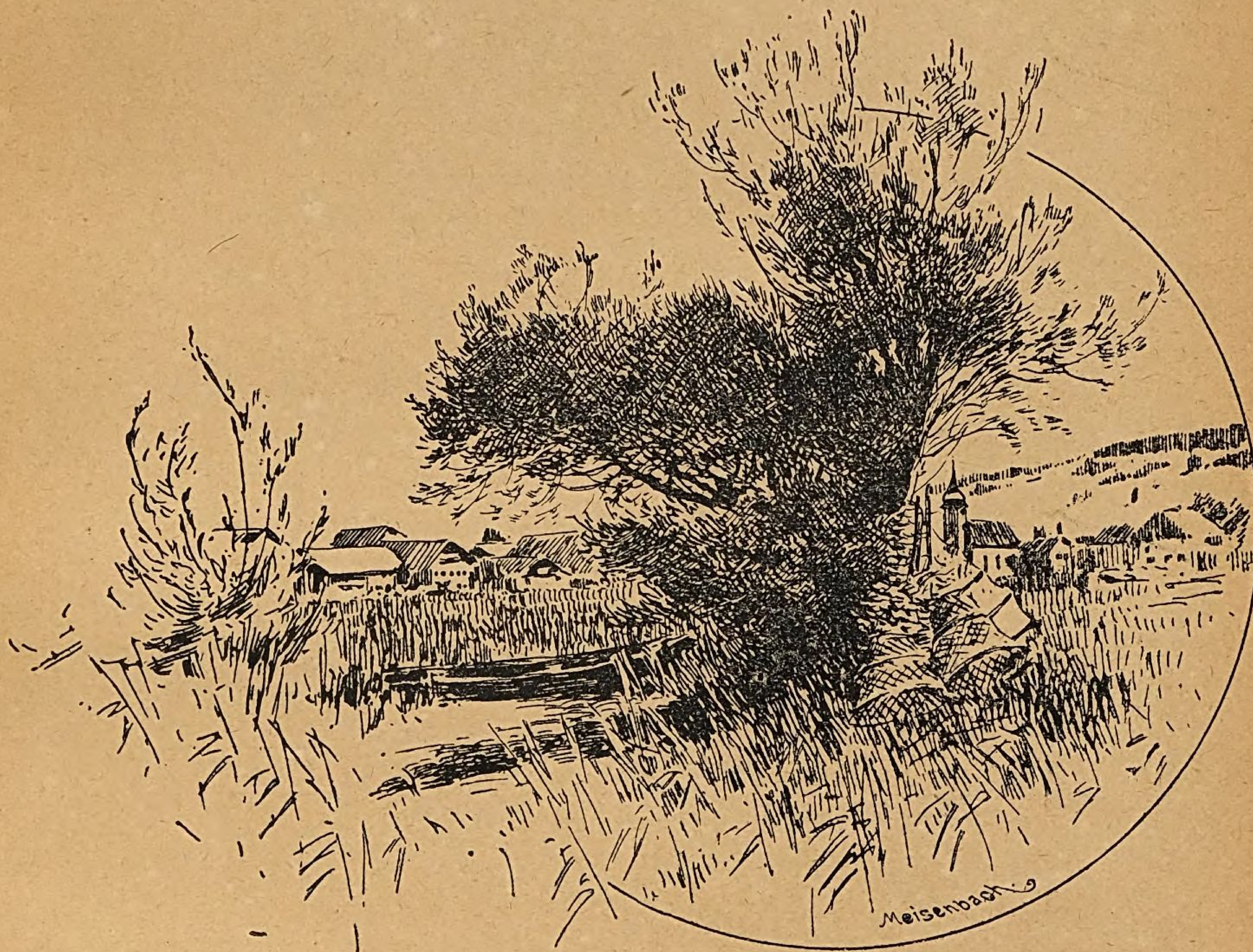
Wir aber, wir neugierigen Sommervögel, die wir uns einmal eingebildet haben, unseren Fuß auf jede der Insel des Sees setzen zu müssen, wir landen auch auf dieser Insel en miniature mit ihrem felsigen Fuße und bedecken im Niedersitzen fast ihr ganzes grünes Territorium. Später einmal

an einem dunklen Abende schleppen wir von der nahen Burg dürre Reiser zusammen und entzünden der herrlichen Natur ein flackerndes Opferfeuer.

Auf der Heimfahrt segeln wir an vielen Kähnen vorüber. Sie sind voll beladen mit wohlbeleibten Damen und dicken Herren, deren Hand sich ängstlich am Schiffsrande hält. Auf dem Wasserspiegel haftet ihr Blick kummervoll, oder er wendet sich sehnsüchtig dem Gestade zu. Das Schifflein schwankt so sehr. Nimmer ja ruht die übermütige Jugend. Fräulein singen und lachen. Das Schiffermädchen arbeitet, daß das Ruder ächzt. Nahe am Ufer senken Fischer ihre Netze in den See; das Kurhaus spiegelt sich in seiner Flut, und die Mittagsglocke schreit zu uns herüber: „Table d'hôte, Table d'hôte!" Schon kommen die Damen von ihren Spaziergängen zurück, auch sie folgen dem Rufe in beschleunigtem Schritte. Wir werden einen Strauß Seerosen und Schilfpalmen auf die Tafel stellen und ein zierliches Binsenkörbchen, mit Moos und Blumen gefüllt. Die Fischerin flocht dieses und flocht gar viel Frohmut und Heiterkeit mit hinein.

Fischerin ade!





Das Volk.

„„Auf Burgl, nimm dein Rosenkranz
Und richt di her schön sauber ganz,
Ins Boschat muaßt du wallfahr'n geh'n
Und bet'n, daß am Kirta schön

Das Wetta werd. Der Labfrosch hockt
Am Stiag'l nit, und grausam lockt
Der Regenpfeifa dort am Wald;
A Nöblkapp'n kriagt schon bald
Die „Zugspitz", und sein Pfeif'l schon
Das „Mannl" hint fangt z' rach'n on.
Meinoad, i trau halt gar nit recht,
Am Kirta wird das Wetta schlecht."
So sagt der Wirt, und d' Burgl rennt
Ins Boschat nein; guat hat sie's könnt,
A brav's, a aufrichtig's Gebet
Dös nutzt; am blauen Himmel steht
Die Sonn' gar freundli hell.

Heute ist in Seehausen drüben am Ufer Kirchweihtag mit Musik und Tanz. Darum rüstet Euch, ihr bleichen, schönen Damen und ihr schlanken Herren, und kommt, der ländlichen Freude einmal in die Augen zu sehen; Dahinüber wandern wir heute des Nachmitags, unseren Mokka zu schlürfen im jungen Kastaniengärtchen, das sich der behäbige Wirt mit seiner noch behäbigeren Hälfte vor kurzem erst aus der Baumschule verschrieb.

Habt ihr ihn nicht gehört, den Freudenschuß, der bei frühem Morgengrauen unsere Fenster erzittern machte?

„Der Zielerwastl hört nit auf,
Der schiaßat gleich an Teuf'l nauf.
Blas nit auf's Pulver; Siehst' in Füss'n,
Hat's jüngst an Kopf von abigriss'n!".

Schon steigt der Rauch aus allen Kaminen in die Morgenluft hinein, und der Schrank in der Küche ächzt unter der Fülle des Leckeren, das da heute aufgeboten wird.

„Der Müller aber lacht in d' Faust
Im Thal hint, wo der Mühlbach braust,
Der hat a woltern G'schäftl g'macht
Mit Mehl, weil man ja Nudeln bacht
Am Kirta. Und, bei meiner Ehr!
Beim Wirt, da habns koan Göckla mehr;



Auf dem Wege nach Seehausen.

Der Hausknecht hat an Brat'n schon g'roch'n,
Das hab'ns für'n fremma Pfarra g'stoch'n,
Diaweil der, sakrisch noch befleißt,
Im Pfarrhof an der Predi beißt."

Dann läuten die Glocken alle zusammen; im Festgewande drängt es sich in die Kirche, deren Raum die Frommen kaum zu fassen vermag; und in aufrichtiger Andacht folgt ein Jedes der heiligen Handlung, dem Hochamte und der außergewöhnlichen Predigt, welche zuweilen ein auswärtiger Priester zu halten pflegt.

Nach der Kirche beginnt das Mahl, das opulenteste des ganzen Jahres, dem selbst manches grunzende oder brüllende Stückchen aus dem Stalle zum Opfer fällt. Schon zu dieser Zeit kredenzt Gambrinus den schäumenden Becher. Vergönne es ihnen der Herr! Dieses Volk hat nur einmal des Jahres Table d'hôte.

„Der Jackl hat koan Appetit,
Der zwingt die zehnte Nudl nit."

Da nach der darauffolgenden Vesper der Tanz beginnt, machen auch wir Kurhausgäste uns auf und wandern hinüber nach dem Dörfchen. Der Weg ist nicht weit. Kaum eine halbe Stunde; auch für das Kindsmädchen nicht viel mehr, das „den Letzten" im Wäglein schiebt und „die Ersten" am Rocke nach sich zieht.

Leider fehlet noch der Schatten; obwohl die Seehauser einen schwachen Versuch gemacht haben, diesem Uebel abzuhelfen. Darum keine Ungeduld ihr schwitzenden Herren! „Gut Ding, braucht lange Weile! In zwei Dezennien wächst manches Blättchen am Baume; vielleicht hülft noch der Verschönerungsverein von Murnau nach mit goldener Hacke. Wer aber wirklich schon auf halbem Wege erschlafft ist, der stürze sich in die Wellen eines Bades, das der Verschönerungsverein auch an diesem Ufer des Sees sein Eigen nennt. Ein Seehauser Fischer, bei den Sommergästen wohl bekannt, war es, der dieses Bad errichtete, den Kindern der Fremden das Ertrinken abzugewöhnen. „Zamm—auf—naus" nannte das Publikum nach seiner drastischen Lehrmetode den Biederen, den schon längst die schwarze Erde deckt.

Drüben am Waldessaume beim Hafen der Schifferkähne stehen die meisten Badehüttchen, und dahin geht auch der Hauptstrom der Badenden, obwohl diese Besitzung des Verschönerungsvereins den Vorzug einer schöneren Lage, eines allmähligen Abfallens des Seegrundes und eines aus feinstem Sande bestehenden Bodens hat.

Wir aber mit unseren Rosenlippen, die wir immer ein kaltes Näschen und kalte Fingerspitzen besitzen, die wir niemals im kühlen Bade sitzen dürfen unter der Strafe eines Mehr von zwei Gläschen Stahlwassers, wir wandeln weiter und erfreuen uns des glänzenden Sees, des grünen Ufers und des Kirchleins, das uns so nahe winkt. Dort läutet es wieder mit allen Glocken, mit der Sopranistin wie mit dem Basse, und nur der krachende Böller übertönt diese. Das bedeutet das Ende der Kirche und den Beginn des Tanzes. Jetzt heißt es „Eile! Eile!" wenn wir das Volk sehen wollen, das aus der Kirche kommt.

Voran drängt und schiebt sich, ehe noch der letzte Orgelton verhallt, die immer frohe Jugend, um sich aufzustellen auf dem Platze vor dem Wirthshause und neugierig hinauf zu lugen nach dem Tanzsaale, wo die blinkende Baßtrompete am Fenster steht.

Hinter ihnen schweben die Mädels und Dirnen aus der Kirche mit schelmischen Augen und freundlichen Rosenwangen. Früher thut sich der Mund auf, ehe der zarte Fuß die Schwelle der breiten Thüre überschritten hat. Da ist gar manches muntere Gesichtchen versteckt unter dem geschmackvollen Schnürhute, den künstliche Blumen zieren in schreiendem Rot und Gelb. Und unter dem kettenbehangenen Mieder schlägt gar manches frohe Herz den nachmittägigen Freuden entgegen, deren Perle ja der Tanz ist. Den Hals ziert eine silberne Kette mit prachtvollem Schlosse, in dem gläserne Rubine und Smaragde funkeln, und über die Schulter breitet sich der Stolz des Mädchens aus, das weiße, gelbe oder blaue Seidentuch mit reichsten Franzen gerändert, mit Rosen, Vergißmeinnicht und bunten Bouquets auf seinem Grunde. Ein blendendweißer Einsatz, mit reichen Spitzen besetzt, wird durch goldene und silberne Nadeln und Broschen auf der Brust festgehalten, nnd ein wohlriechendes Sträußchen Rosmarin und vielfärbiger Geranien steckt über dem Mieder. Das nur an den Aermeln freie Oberleibchen und der Rock bestehen aus gleichfarbigem blauen, grünen, zinnoberroten oder grauen Seidenstoffe, der zu dem gegenteilig gefärbten Schurze einen schreienden Contrast bildet.

Das ist die berühmte Tracht, die auch hier schon, noch mehr aber in den Dörfern am Gebirge in Schwaigen, Eschenlohe, Ohlstadt, Weil, Unterau und Schlehdorf wieder mehr Boden gewinnt, nachdem sie fast ganz erstorben war. Allenthalben bemerken wir auch heute noch den Kampf, den die alte, kostspielige Sitte, mit der billigeren Mode aufzunehmen hat. Dort hat die eine sich behauptet, da hat die andere gesiegt, und hier haben sich beide die Hand gereicht, und versöhnend prangt der reiche Schnürhut über dem grauen oder schwarzen, Sammt und Perlen besetzten Leibchen. Die Mode aber ist eine kokette Dame, die über der Sucht nach Neuem sehr oft den guten Geschmack verliert, und das ist nirgendwo mehr der Fall als bei der häßlichen Bedeckung, die das Bauernvolk Capothut nennt. Ist aber auch die Tracht rein von dieser Geschmacklosigkeit?

Schaue die Riegelhaube dort am Hinterhaupte der schwarzhaarigen

Frau! Vergebens wirst du in dem herzförmigen, silbernen oder goldenen Ding nach irgend einem Zwecke oder einer Bedeutung suchen.

Aber sieh! Dort kommen die Alten an, paarweise oder allein, vorsichtig die niedrigen Stufen nehmend, die an der Kirchhofmauer auf die nahe Straße führen.

Siehe das gebückte Mütterlein dort am Stocke mit dem großen Gebetbuche unter dem Arme und dem Brillenfutterale noch in der einen zitternden Hand, mit silbernem Lidhaare, runzeligem Gesichte und einem weitvorspringendem Kinne unter dem zahnlosen Munde, der das in der Kirche begonnene Gebet auf dem Wege noch fortsetzt. Ist die schwarze „Pelzhaube" nicht ein unschönes, zweckloses, monströses Ding, das außer dem Originellen keinen Vorzug besitzt?

Das Alter dieser Frau reicht wohl weit hinauf in die Zeit des nußblättergrünen Oberleibchens mit Puffärmeln, des geblümten, weißen Rockes mit feinen Rosastreifen und des blauen, schwarzlinierten Schurzes.

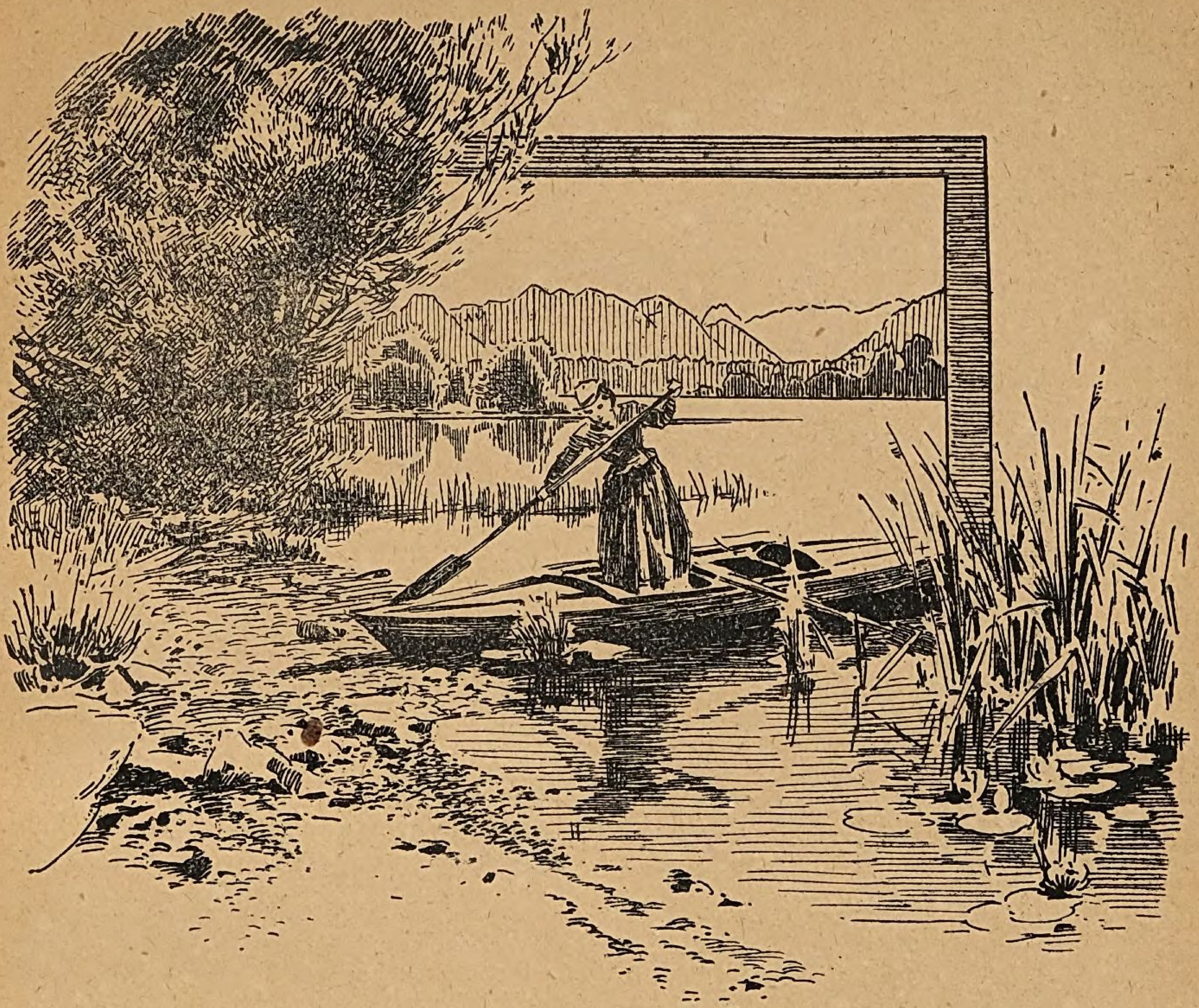
Hinter den Frauen schreiten die Alten aus dem Austragsstübchen, auf dem Haupte einen breiten schwarzen Filzhut und eine silberne Schnalle auf dem Hutbande, mit blauem Radmantel und sammtener, rotgeblümter Weste, auf welcher silberne Knöpfe glänzen. Im schweigsamen Ernste ihrer hohen Jahre gehen sie an den Gräbern vorüber, gar mancher mit dem Gedanken vertraut, daß auch er, vielleicht schon bis zum nächsten Lenze, da unten dem ewigen Leben werde entgegenschlummern.

Die junge Männerwelt setzt den Fuß von der Kirchenschwelle geraden Weges in das Wirtshaus hinein. Das ist einmal so Sitte, und man verüble es ihnen nicht. Der Knecht, der die ganze Woche hinter dem Pfluge ging oder die nie rastende Sense schwang und die schneidige Axt, er hat heute ein wohlbegründetes Recht, einmal seiner überschäumenden Lust keinen Deckel aufzusetzen.

Da reißt er denn auch die schmucke Dirne mit, oder er holt sich nach einigen Minuten des Nachbarn Töchterlein, das es für eine Sünde hielt, mit dem Gebetbuche im Sacke, die irdische Freude zu genießen.

Denn da geht es heute lustig her, und in bunter Reihe sind sie alle erschienen, die Töchter des Landes.

„Was siech i, d'Moni is dabei?
Schau doch ihr Aug! wia schön und treu!
„Gott grüaß die Moni, Element!
I hätt' Di beinah nimma kennt!



Uferparthie bei Uffing.

Du schaust ja aus, wia numal s'Leb'n,
Heunt muaßt mir noch a Buß'l geb'n!"
Die Res halt sich am Irgl on,
Denn der blast heunt an Pumpardon."

Gewichste Parketböden gibt es freilich nicht; es wäre auch schade um sie unter dem hart benagelten Lederschuh. Auch eine Tanzkarte ist überflüssig, obwohl jede Dirne und jeder Bursche den Griffel zu dirigieren versteht und das Federblei. Ein kurzes „magst?" oder „geh her!" oder „wia du!", das ist die Tanzkarte, und an dem nicht seltenen Korbe „i mag nit" geht der „Abgeblitzte" oft gleichgiltiger vorüber, wie das Herrchen in Frack und weißer Weste.

Die kreischende Fiedel, die jammernde Clarinette und der brummige

Baß sind heute durch ein zehn Mann hohes Blechorchester ersetzt, und dieses leistet, was seine Lunge eben leisten kann und die aufgeblähten Backen. Wer das nicht glaubt, der zähle des andern Morgens die Striche nach am schwarzen Brette der Kellnerin und ermesse die Quantität Flüssigkeit, die notwendig war, die Mühle im Gang zu erhalten.

„Juhe! Jatzt geht der Tanz schon on!
Der Goristeffl tanzt voron,
Mit s' Veitbaur'n saub'rer Leni gar.
Unt hinta eam kimbt Paar an Paar.
An Schluß hat würdi — nur nix g'lacht! —
Der krumme Schustertoni g'macht.
Nur dreimal hat er, nit verleg'n,
Der Tänzerin auf'n Fuaß nauf tret'n."

Die Musik entzündet Aller Herzen und bewegt eines Jeden Hand und Fuß. Das ist ein Schwätzen, ein Kichern, ein Jauchzen, ein Poltern und Stampfen, ein Schimmern von Hemdärmeln und ein Fliegen von Röcken! Einzelne Paare sind nicht mehr zu unterscheiden, und die Gestalten reiben sich aneinander wie die Körner des Getreides in der Mühle. Dort ragt ein Hut, den Kopf darunter sehen wir nicht, über die Masse hervor! In toller Lust kreist er an den Wänden entlang; in der Ecke wird er eine Zeit lang festhalten; wieder erfaßt ihn der Strom, er wirft ihn den gleichen Weg zurück, er zerrt ihn in die Mitte, und da, . . da ist er im Strudel unseren Augen entschwunden.

Und immer neue Massen schieben und drängen sich zur Saalthüre hinein, aus der sich ängstlich die Schallwelle flüchtet und Staub- und Tabaksqualm. Am Pfosten der Thüre steht ein altes Männchen mit der Pfeife im Munde und sieht über die Schultern des Vordermannes hinweg in den Trubel hinein. Sein Gesicht strahlt; er reibt sich die Hände vor Vergnügen, er duckt und hebt sich und steht bald auf dem einen, bald auf dem anderen Beine; er nimmt die Pfeife aus dem Munde und schnalzt mit der Zunge:

„Jatzt zähl i siebzig Jahr,
Und s' Tanzen is iatzt gar.
Noch heunt thät i's mit Freuden,
Wanns 's Fuaßwerk würd verleiden,
Doch iatzt is s' Tanzen gar,
I zähl ja siebzig Jahr!"

So summt er zur Musik, der Alte, und achtet kaum der Kellnerin, die ihn mit Gewalt ihrer Ellenbogen (an jedem Finger einen Krug) zur Seite stößt. Kaum ist die Musik zu Ende, da drollt er sich die Treppe hinunter und führt uns, die wir ihm folgen, in die Zechstube.

Da sitzen die Alten beisammen im vertraulichen Gespräche und die tonangebende Mannesblüte wie von den Jüngeren jene, welche der Kunst Terpsichorens nicht mächtig sind.

Das sind wohl alte Geschichten, die man da erzählt, da noch der blanke Kronenthaler unverzinst in der Truhe lag, und die Steuern in Kreuzern bezahlt wurden, da man die Hände zusammenschlug bei der Wundermähre, daß man da außen in der Welt ohne Rosse auf eisernen Schienen fahre. Man debattiert auch über den Preis des Holzes, des Rindviehs und der Fische, oder mischt die Blätter der Karten, das Glück zu erproben, das sich um den in der Mitte stehenden Bierkrug dreht.

Auf der Bank um den Ofen drängen sich die jungen Leute zusammen. Da schlägt einer die Zither, eine saubere Militärmütze auf dem Kopfe und der erste Flaum auf seinem Kinne bezeichnet sein Alter und sein bevorstehendes Schicksal.

„Bei der Artillerie sitzens auf der Kanon,
Weil unter der Kanon koaner hinsitzen konn,“

so singt er und fährt weiter:

„Wie schön san die Pickelhaub'n, wenn man's deutlich betracht,
Drum werd'n aus die Raubenhelm Zahnbürsten g'macht.“

Neben ihm sitzt einer mit der Lodenjoppe, den grünen Filzhut auf dem rechten Ohre und die Weste geöffnet, daß er den schöngestickten Hosenträger zur Schau trägt. Der zupft die Guitarre trotz schwüliger Hand und steifer Finger. Seit einer Stunde schloß sich sein Mund nicht, teils weil er immer lachte, zum großen Teil aber, weil er den Rand des Bierkruges immer zwischen den Zähnen hielt.

„Die Bierbrauer brauen mit Dampfkraft das Bier,
Die Kraft b'halten's selber, den Dampf kriegen wir.“

oder:

„Hopfen und Malz z'nehmen, is die Brauer viel z'dumm;
Sie nehmen Stroh von der Gersten und rühr'n mit der Hopfenstang um.“

Trauen wir unseren Augen, da sehen wir ja auch den Alten vom Tanzboden wieder. Von Zeit zu Zeit läßt er eine Mundharmonika in der Hand



Eichholz.

sehen, macht sie aber sogleich wieder in seiner Seitentasche verschwinden, wahrscheinlich in dem bescheidenen Gefühle, daß dieselbe mit Zither und Guitarre nicht rivalisieren könne. Kaum hat sein Nachbar geendet, da brüllt er über den Tisch hin:

„I woaß nit, i hab' mit der Arbeit koan Freud,
Denn g'rad mit der Arbeit, versamt man die Zeit."

und

Wird d'Sonntagruah nit eing'führt, so lach i dazua,
Mir ist's lieber, i hab am Wochentag mein Ruah."

Ein schallendes Gelächter war die Antwort, die die Jugend dem alten „Müllerxaveri" zu Teil werden ließ. Dieser ist ja das Original der Gegend. Der hat wohl als Knecht ein fünfzigjähriges Dienstjubiläum hinter sich, und kein Bauer ist in der Gegend, auf dessem Hofe er nicht schon einige Zeit gedient hätte. Außer seines frohen Humors hatte er sonst keinen Fehler. Doch sein Hosensack hatte denselben; der trug seit alten Zeiten ein Loch und

was der Xaveri des Tages verdiente, das fiel des Abends durch dieses Loch wieder aus der Tasche, und just im Wirthshause geschah dieses Unglück.

Und in diesem Tone ging es fort am Ofentische, Liedchen auf Liedchen, Glas auf Glas. Und die Sitze um den Ofen herum wurden immer weniger, und immer näher drängte sich Körper an Körper. Immer weiter wurde der Kreis und an die rauhe männliche Kehle reihte sich der Wohllaut der weiblichen Stimme. Da sang einer:

„Warum laß'n sich die Mad'ln nit gern photographiern?
Weil's das Maul halten müssen, und dürfen sich nit rühr'n."

und ein anderer:

„Diandl, du bist mei Freud, mei Leb'n und mei Gott,
Wenn du mir nit load thät'st, i bußelt di' z'todt."

Darauf erklang der Refrain:

„Bua, glaub' mir, das Bußl'n, das is ja koa Sünd,
Du därfst di' nit fürchten, i stirb nit so g'schwind."

Das Volk in unserer Gegend ist ausgestattet mit einem lebhaften munteren Sinne. Neben Arbeitsamkeit und Fleiß besitzt es einen gewissen Grad von Intelligenz, mit welcher es manchem Kind der Stadt nicht nachsteht. Es hat ein offenes Gemüt und ein freundliches Gesicht. Der Bauersmann besitzt, wenn er Dich einmal kennt, zu jederzeit einen Gruß für Dich im leutseligen Munde und ein Compliment in seinem Hute. Sein Umgang ist manierlich und anständig. Böswillig ist er nicht und, zankt er sich auch, so erhebt er die Faust nur.

Es passiert ja, daß eine Blutlache da außen liegt hinter den Gärten. Alt und Jung steht am frühen Morgen in dem zertretenen Grase mit stummer Neugier. In der nahen Holzschupfe aber ist ein Mann am Boden ausgestreckt, und nur die blutbefleckten Schuhe sehen hervor unter dem schwarzen Tuche, das ihn verhüllt. Das Messer hat ihm heute Nacht einen jähen Tod bereitet. Kommt dann das Gesetz mit den Akten in der Hand, so sind es regelmäßig fremde Elemente, deren Hand hier im Spiele ist.

Es gibt sehr wenige im Volke, die den gefundenen Ring nicht wieder zurückbrächten, und keinen, der ihn Dir aus der offenen Kassette nimmt.

Das Volk ist frommgläubig, das siehst Du an dem Feldkreuze, das fast auf jedem Scheidewege steht. Es schlummert in ihm das Gefühl der Vaterlandsliebe und der Liebe zu seinem Königshause.

Sein Herz hängt an der Scholle des heimischen Bodens, an dem Hause, in dem die Wiege stand, an dem Mutterauge, das die Erziehung überwachte, an den Zügen des Kindes, das dereinst bestimmt ist, des Alters Stütze zu sein.

Zwischen der Reinlichkeit des hiesigen Landmannes und der eines Gebildeten besteht kein Unterschied. Es gibt Familien von der peinlichsten Sauberkeit an der Person, an den Wohnungen, dem Stalle und den Tieren sogar. Mitten im Gebirge nimmt die Reinlichkeit mehr ab. Dort ist der Bewohner auch etwas derber, mißtrauischer gegen das Fremde, verschlossener und von gleichgiltiger Lebensform.

Im Allgemeinen läßt sich die hiesige Bevölkerung weder für arm noch für wohlhabend erklären. Sie hat, was sie braucht.

Es ist nicht sehr häufig, daß der Bauer Geld auf Zinsen liegen hat. Wer ein Vermögen von drei bis fünftausend Mark besitzt, ist ein reicher Mann, und, wer gar zwanzig bis fünfzigtausend sein Eigen nennt, der „hat Geld wie Heu."

Wird es mit dem Besitzstande und der Wohlhabenheit besser?

Man hat zu allen Zeiten über die Misere der Gegenwart geklagt, und immer gibt es Fernseher, die eine bevorstehende Krisis prophezeien. Ob diese wohl einmal eintreten wird? Ich hoffe nicht, und doch dünkt es mich, daß der Wohlstand der Gegend die Füße eines Krebses hat.

Es mag sein, daß bei der Genußsucht der heutigen Zeit und bei den Anforderungen, welche ein aufgeregtes Leben und ein überallhin spürender Verkehr heraufbeschworen haben, der Bogen über seine Elasticität gespannt ist. Es ist vielleicht zu viel, daß des Bauern Kind des Sonntags in tadellosen Kleidern und wetterdichten Schuhen steckt, daß auf dem geschlössenen Herde allmorgentlich der Kaffeehafen dampft, und der Stammtisch im Wirtshause des Abends nie leer bleibt. Und doch glaube ich, daß der Strumpf, wie man zu sagen pflegt, noch auf einer anderen Seite ein Loch hat.

Dort sitzt einer den Hut tief in das Gesicht gedrückt, den wirren Kopf auf die Brust gesenkt! seine trunkene Hand schlägt auf den Tisch, daß die Gläser tanzen.

„Wenn i Wasser trink, dann stirb i;
Wenn i Bier trink, verdirb i."

Das ist sein Wahlspruch; und nicht lange, so ist er mit Hab und Gut im immer vollen Bierkruge ertrunken. Zu Hause aber härmt sich sein bleiches

Weib mit ihren vielen Kinderlein, denn der Gerichtsvollzieher geht bei ihnen ein und aus und gibt dem Güterschlächter die Klinke in die Hand. Der Wahrheit die Ehre, es gibt manchen guten unter diesen Menschen, meist aber ist er kein braver Gast. Ein schlauer Lothse fährt er um die Klippen des Gesetzes und zieht den Bedrängten und den Dummen unter vielen Schach- und Winkelzügen in seine Netze. Dann heißt es: fort ihr kleinen, unschuldigen Kinder aus dem Hause, in dem Urahne schon am Spinnrocken saß! Die Pferde, das Vieh im Stalle und alles, was nicht niet- und nagelfest ist, zerteilt sich in die Winde; die Wälder fallen, und zwischen ihren faulenden Stümpfen keimt die Armut empor und die Unzufriedenheit, und, nimmt der Zertrümmerer nicht auch den Boden mit sich, den Rahm hat er hinweg geschöpft und zurück läßt er die sauer werdende Milch. Dort auf dem mageren Grunde, wo einst ein blühender Hof stand, erhebt sich ein niedriges Häuschen mit Fenstern so klein, daß kaum der Sonnenstrahl hindurch findet. Bruder Schmalhans wohnt in demselben von der Gnade des Würgers, der ihn zu jeder Zeit wieder in seine Tasche steckt. Darum sei, ob es auch den Rahmen dieser Darstellung durchbricht, ein Fluch geschleudert auf die Schlechten dieser Klasse, und ein Mahnruf erschalle vor diesen Blutsaugern des Volkes! Noch stehen wir am Beginne einer traurigen Zukunft! vielleicht widersteht die Volkskraft selbst der drohenden Flut, vielleicht tragen staatliche Einrichtungen dazu bei, dieselbe zu dämmen.

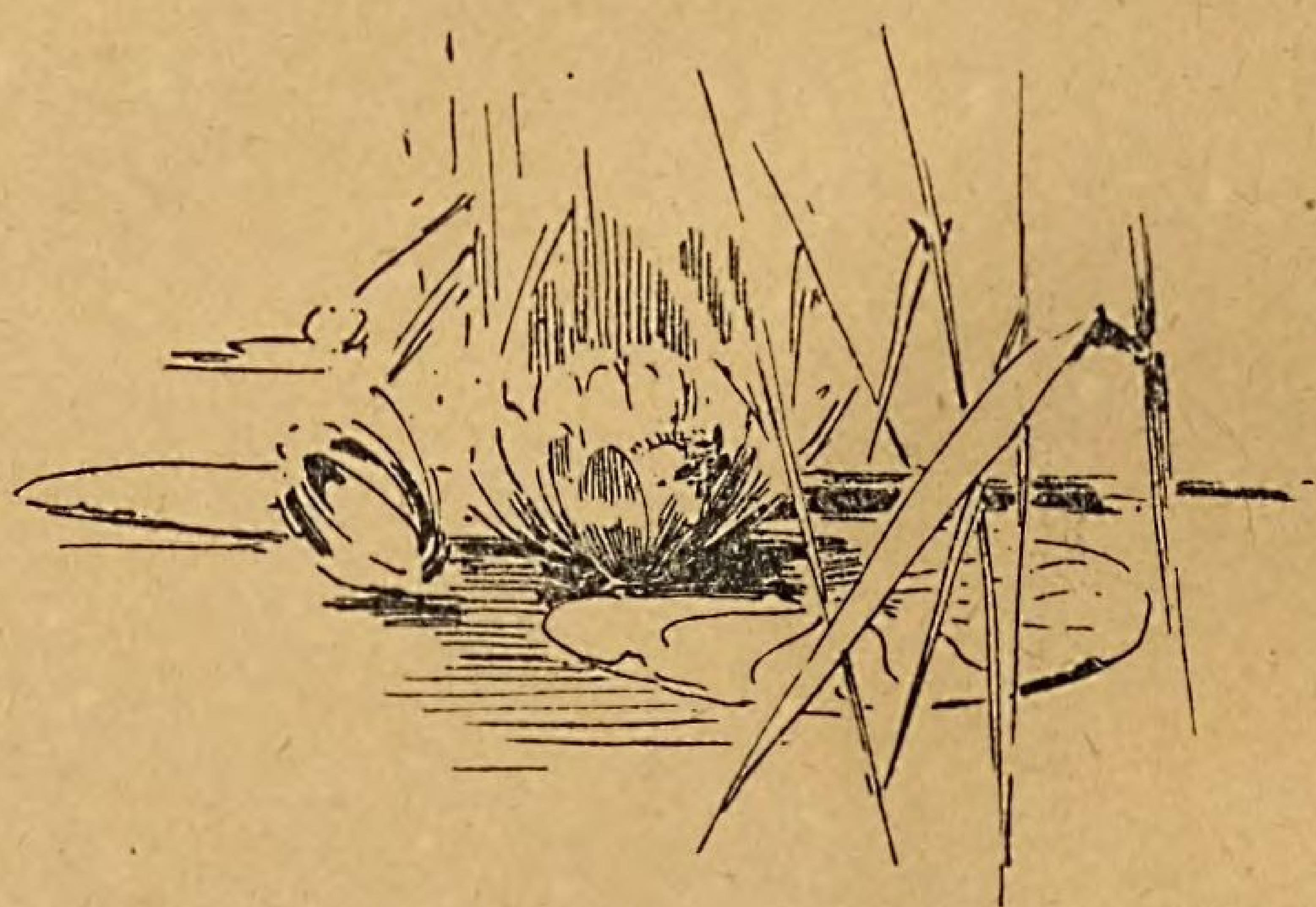
Bis in die tiefe Nacht hinein dauert die Musik und Tanz Vor dem Gasthause lehnen Pyramiden inhaltsloser Bierfässer an der Mauer, und aus den hellbeleuchteten Fenstern tönt ein Gewirr lauter Stimmen, ein Klirren von Gläsern, ein Klappern von Deckeln und ein Rücken von Bank und Stuhl. Das Licht wirft seinen Schein heraus in die dunkle Nacht und wird ein Verräter des hemdärmeligen Burschen, welcher, die hübsche Dirne unter dem Arme, einen Kuß von ihren Wangen stiehlt.

Droben aber im Tanzsaale wird die Hitze immer drückender, die Lust immer größer. Die Zeit des einen Tages genügt nicht, die aufgeregten Nerven zu dämpfen; der ausgelassene Sinn muß die erste und die zweite Stunde des anderen schlagen hören.

Da pflanzt sich ein Mann auf an der Schwelle in hoher, hagerer Gestalt, der Einzige mit noch ernster Miene. Er trägt eine dunkelblaue Mütze mit silbernem Emblem und eine ebenso gefärbte Hose mit rotem Streifchen: der Gemeindediener. Der zieht eine altväterliche Spindeluhr aus der Tiefe der

Westentasche und schreit, die Hand drohend erhoben, nach beendigtem Tanze auf die brettergebaude Estrade hin:

„Jatzt Musikanten, hab i gnua,
I halt Enk noch Trompet'n zua.
Bis zwoa nur habt ihr ja Verlaub,
Seids geg'n jede Vorschrift taub.
Wer nochmal iatzt an Muksa thuat,
Den schreib i auf. So, iatzt is guat!"



Murnau.

Die Geschichte ist ein ergrauter Gelehrter. Der trägt die alles notierende Feder hinter dem Ohre, legt nicht nur Zeile sondern Wort und Buchstabe unter das Mikroskop der Kritik, spricht alle erstorbenen und bestehenden Sprachen der Welt und liest in Rollen, Schriften und schweinsledergebundenen Folianten, kehrt jeden Stein um und besieht ihn, reinigt altes Eisen von dem ihm anhaftenden Rost der Jahrhunderte und bürstet Staub und Spinngewebe von verwischten Inschriften und unkenntlichen Bildern. Darum auch, was sie behauptet, das belegt sie mit reichlichen Dokumenten und in Ermangelung dieser hat sie uns über den Ursprung des Marktes Murnau und über die Bedeutung und Entstehung seines Namens nur wenig Sicheres erschlossen.

Der Name Murnau kommt als solcher geschrieben schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts vor. Wir wissen ferner, daß der Ort schon vorher unter den Bezeichnungen Murninsowe, Murnowe und Murnawe bestanden hat, und vermuten, daß er wie Weilheim und München von Heinrich dem Löwen (1156—1180) gegründet worden sei. Wer ihm aber den Namen gegeben hat, das hat uns die Geschichte noch nicht aufgedeckt.

Freilich kommt die Sage, die leichtfertige, die sich wenig um die Tüpfeleien ihrer jüngeren Schwester bekümmert, mit Leichtigkeit über die Frage hinweg und sie, die Berge mit Kobolden, Wasser mit Nixen, Burgen mit geraubten Prinzessinen und Geistererscheinungen bevölkert, die einen Marmorstein im Handumdrehen in einen Goldklumpen verzaubert, sie läßt den Namen nach einem Drachen sich taufen, der in grauer Vorzeit hier sein Unwesen trieb. Dieser Drachen, sagt sie, sei von Ludwig dem Bayer (1314—1347) erlegt worden; Murnau habe sich früher Wurmesau genannt und führe heute noch zum Andenken daran den Lindwurm in seinem Schilde.

Vieles spricht gegen eine derartige Deutung; vielleicht kommt man der Wahrheit näher, wenn man sich Murnau aus Moor und Au zusammengesetzt denkt.

Wie schon erwähnt, hat einstens eine alte Römerstraße durch unsere Gegend geführt; vielleicht war diese noch die Grundlage zu einem neuen Wege, der von Augsburg oder München über Weilheim nach Innsbruck zog, und den auch Heinrich der Löwe gewandelt war, als er von Friedrich dem Rotbart im Jahre 1176 nach Partenkirchen beschieden wurde; vielleicht stand ehedem an dieser Straße das noch heute erhaltene Schloß, und vielleicht haben sich an dieser Ruhe- und Sicherheitsstation allmälig erst Handel und Gewerbe treibende Menschen niedergelassen, vielleicht haben sich zu diesen dann später Landwirtschaft treibende beigesellt, und vielleicht ist Murnau so aus kleinen Anfängen zum heutigen Umfange emporgewachsen; wir wissen es nicht, wie wir auch keinen Anhaltspunkt dafür besitzen, daß es von dem obenerwähnten Herzoge gegründet worden sei.

Es ist hier nicht der Platz, die Geschichte Murnau's zu entwickeln, zumal da die Dokumente hiefür, um es vorweg zu sagen, durch einen dreimaligen Totalbrand des Marktes sehr spärlich geworden sind; wir können blos einen kurzen Auszug von dem schreiben, was der fleißige und sorgsame Kaplan Baumann, Murnau's einziger Chronist, im Jahre 1855 zusammengelesen hat.

Ausführliche Aufzeichnungen über die Geschichte des Marktes beginnen erst zu Ende des elften Jahrhunderts, als Bayern von den welfischen Herzögen regiert wurde. Murnau lag damals in den Gemarkungen des uns schon bekannten Mayerhofes auf der Insel Wörth und stand daher unter der unmittelbaren Herrschaft und Gerichtsbarkeit des Bischofs von Augsburg. Zu jener Zeit hatten ja die Bischöfe die oberste Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen und nahmen von ihren Lehenspflichtigen die Steuern in Empfang, während der Herzog den obersten Kriegsherrn und Schirmvogt des Landes darstellte.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts kam Murnau mit anderen Ortschaften und Landstrichen durch Ankauf unter das Scepter der Hohenstaufen, und erst nach der Hinrichtung Conradins, des letzten Hohenstaufen, (im Jahre 1268) fiel es wieder an die bayrischen Herzöge zurück.

Hatten sich die Murnauer schon von den Hohenstaufen für geleistete Kriegsdienste verschiedene Freiheiten erbeten, so dehnte Ludwig, der Sohn Ludwig des Strengen und der spätere deutsche Kaiser (1314—1347), dieselben



Mittlerer Markt.

noch weiter aus. Er verlieh ihnen das Marktrecht, wodurch sie von der bischöflichen Gerichtsbarkeit befreit wurden und nicht nur die Handhabung der Ortspolizei sondern sogar die richterliche Gewalt über alle im Markte vorkommenden Verbrechen mit Ausnahme der mit Todesstrafe belegten für sich errangen. Dieses Privilegium war durch fast vier Jahrhunderte hindurch ein immerwährender Stein des Anstoßes, und die innere Geschichte des Marktfleckens geht fast in der Geschichte des Streites um diese Errungenschaften auf.

Ludwig der Bayer legte nämlich am 28. April 1330 den Grundstein zum Kloster Ettal.

Heute liegt noch Kirche und Kloster dahinten in den blauen Bergen, vom Reize der Geschichte umwoben, in stiller Einsamkeit, beschattet von dunklen Tannenwäldern.

Der Fremde, der zu den Passionsspielen nach Oberammergau pilgert und die neue, meisterlich gebaute ettaler Straße hinaufsteigt, wird überrascht von einem mächtigen Kuppelbau und ist entzückt von dem Klange einer ausgezeichneten Orgel, der an den freskenbedeckten Wänden des weiten Raumes der Kirche wiederhallt. Das heutige Gotteshaus ist allerdings nicht mehr das von Ludwig dem Bayern gegründete Bauwerk, denn dieses war im Jahre 1774 ein Raub der Flammen geworden.

Ludwig der Bayer stattete das Kloster, um demselben auch Unterthanen zu verschaffen, mit Ländereien aus und kaufte für dasselbe, wie wir schon wissen, die Pfarrei Staffelsee und Murnau mit Leuten und Gütern. Den ganzen zu Ettal gehörigen Complex erhob der Kaiser zu einer Grafschaft und übertrug dem Prälaten die Gerichts-, Grund- und Lehensherrlichkeit über dieselbe; sie führte den Namen „Grafschaft Murnau.“

Da nun der Prälat die eben erwähnten Rechte für sich in Anspruch nahm, die Murnauer aber gemäß der ihnen von Ludwig dem Bayern zugestandenen Freiheiten sich nicht nur von der Gerichtsbarkeit sondern auch der Grund- und Lehensherrlichkeit des Prälaten für unabhängig hielten, entstand eine unaufhörliche Fehde, die alle Blätter der Chronik Murnau's erfüllt. Die Altvorderen Murnau's erwiesen sich in diesem Kampfe von größter Eifersucht auf ihre verbürgten Rechte, von unbeugsamer Energie, die sich bis zur hartnäckigsten Verbissenheit steigerte, und von unendlicher Geduld und Ausdauer. Man kann ihnen aber dabei Rechtsgefühl und frommen Sinn durchaus nicht abstreiten.

Sie appelieren nicht nur an verschiedene Schiedsrichter und unparteiische Privatleute ihres Gesichtskreises, sondern klagten auch bei churfürstlichem Hof- und Revisionsrat, bei Herzog und Churfürst selbst, und nicht immer stand das Glück einer gnädigen Kanzleifeder auf ihrer Seite.

Manche köstliche Blüte trieb der Kampf, der auf beiden Seiten mit Leidenschaft geführt wurde.

Da wurde im Winter des Jahres 1698 dem damaligen Marktschreiber Johann Reischl ein Kindlein geboren. Als dieses Kindleins hochbeglückter Vater von der Taufe nach Hause zurückkehren wollte, lauerten ihm zwei Gerichtsdiener auf im Gäßchen dort zwischen den Häusern. Der Abt Romuald hatte diese gedungen, den Vogel, der ihm durch sein lautes Gezwitscher die Morgenruhe störte, in den Käfig zu schließen. Der Vogel entwischte.

Da nahmen ettalische Amtleute und Jäger den Bürger und Rathsbefreundeten Martin Knilling fest, als er eben im Moose Streu holen wollte. Sie schlugen ihn in Eisen, führten ihn nach Ammergau und gaben ihn nicht wieder heraus. Die Murnauer antworteten damit, daß sie dreien ettalischen Jägern, welche in Begleitung eines Amtmannes in eine Gastwirthschaft getreten waren, die Gewehre entrissen und als Unterpfand zurückbehielten. Das war nicht gut von den Murnauern. Es gab ein lautes Gezeter hüben und drüben. Die Sache kam dem churfürstlichen Hofrate zu Ohren, und dieser übertrug die Verhandlung der Angelegenheit dem Pfleger von Weilheim, mit dem die Murnauer Bürger schon längst bitterböse, zerschlagen waren. Der sah die Unthat der Schuldigen durch eine große Brille an und statuierte ein energisches Exempel. In kleinen Gruppen wanderten die Murnauer in das Weilheimer Gefängnis, und dieses blieb siebzig Tage lang nicht mehr leer.

Der Streit um die Gerichtsbarkeit mit Ettal wurde erst im Jahre 1709 durch einen Vergleich geregelt.

Ein zweites Streitobjekt mit den Prälaten, bildete die Benutzung eines bewaldeten und bebauten Hügels in der Nähe des Marktfleckens, der Pflasterzoll in Murnau, die Unterhaltung der Wege um den Ort, die Erhebung eines Standgeldes bei Jahrmärkten von Seite der Murnauer, die Klage der Weindorfer und Riedhausener über Eingriffe in ihr Weiderecht und ihren Holzhau, die Verweigerung des sogenannten Lehens- oder Hauspfennigs an den ettalischen Herrn und anderes mehr. Erst die Aufhebung des Klosters selbst im Jahre 1803 beendete den langen Unfrieden. Mit dieser Aufhebung

wurde der Lehensherrlichkeit der Aebte ein Ende gemacht; Murnau wurde der unmittelbaren Herrschaft des Landesherren unterstellt und dem Landgerichte von Weilheim zugeteilt.

Das ist die innere Geschichte Murnau's, und hat dasselbe auch keinen Columbus geboren, keinen Titian das Leben geschenkt, und ist auch noch niemals ein Murnauer auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, die Geschichte hat doch gelehrt, daß die Kinder Murnau's keine Böoter waren. Baumann nennt mit Stolz vieler Männer Namen, deren Wiege in Murnau stand, und die es namentlich im geistlichen Stande zu Rang und Ansehen brachten.

Indeß auch die Kriegstrompete blieb in unseren Gauen nicht ungehört, und das Schlachtengetümmel im Weichbilde des Marktes hat demselben eine äußere Geschichte gegeben.

Das war im Jahre 1618, als der stolze Schwedenkönig Gustav Adolf die Kriegsfackel auf deutschen Boden schleuderte und ganz Deutschland mit jenem unglücklichen Kriege überzog, bei dessen Namen das Herz eines jeden Vaterlandsfreundes heute noch arge Wemuth erfüllt. Blieb ja auch unsere heimische Erde von demselben nicht verschont.

Ganze Städte gingen in Flammen auf, die reichsten Saaten verkümmerten unter den Hufen der feindlichen Rosse und dicker Rauch und Qualm ging über das deutsche Land, über sein Volk und seine Geschichte. Die „Schweden kommen!" das war der Schreckensruf, der die Leiber Aller erzittern machte, und die Schweden kamen auch. Sie besiegten den tapferen Feldherrn Tilly bei Leipzig am 17. September 1631, rückten über die Mark Bayern's herein, nahmen am 20. April 1632 Augsburg, am 4. Mai Landsberg, und am 17. desselben Monates München. Ende des Mai erschien eine Abtheilung Reiter in Murnau unter Befehl des Rittmeisters Schlawitky; diese schrieb eine Contribution aus, der der Markt nur durch eine Anleihe an Ettal gewachsen war; außerdem fehlte es auch nicht an Rohheiten gegen die Bürgerschaft und ihren Besitzstand.

Ende Juni wurden die Feinde von den Bayern und Kaiserlichen unter Graf Fugger wieder zurückgedrängt. Damals soll in der Nähe Murnau's ein schweres Scharmützel stattgefunden haben, und man erzählt, vierhundert Murnauer hätten ihr Leben auf dem Altare des Vaterlandes geopfert, eine Erzählung, für die wir keinen Gewährsmann besitzen.

Im Winter des Jahres 1632 lag eine Abteilung Dragoner unter Murnau's Dächern, die im Frühjahre 1633 wieder abzogen.

Doch schon im Sommer fielen wieder Kroaten ein, die es an Uebermaß ihrer Forderungen, an Zerstörungswut und Lasterleben den Schweden noch zuvorthaten. Da außerdem die ganze Gegend eine Wüste geworden war, und Felder und Aecker brach lagen, entstand eine derartige Hungersnot, daß der Magistrat genötigt war, Brod und Getreide um hohen Preis von Traunstein kommen zu lassen.

Am 2. Januar 1634 war eine Sauve Garde von zwei deutschen Reitern im Orte, die demselben laut vorgefundener Rechnung zwölf Thaler kostete.

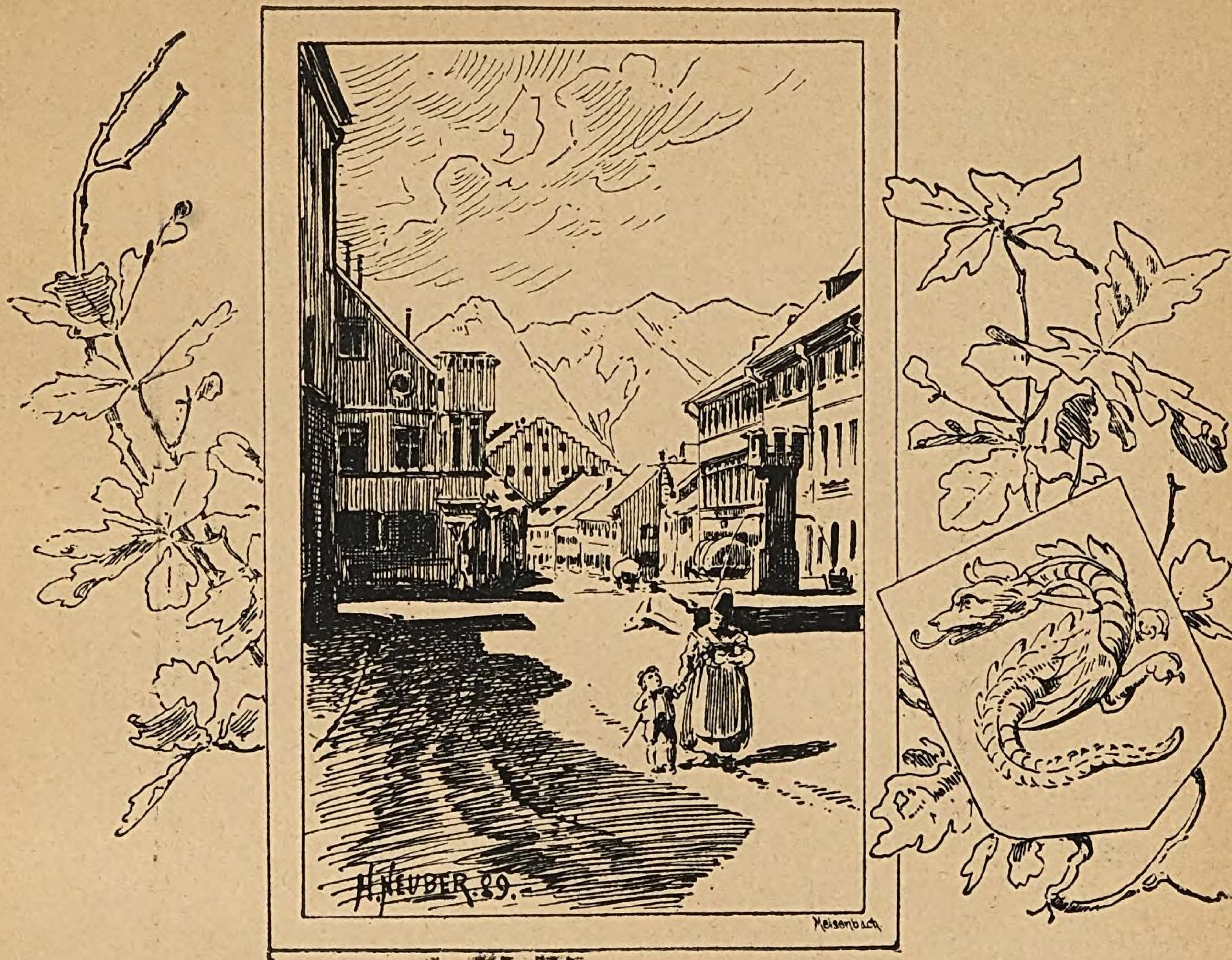
Im gleichen Jahre überwinterte eine spanische Reiterabteilung und mit ihr ein Kriegskommissär, der sich seinen Tisch mit Fischen und Weinen reichlich versehen ließ und überdies noch eine Kriegscontribution von sechshundert Gulden ausgeschrieben hatte. Der Unterhalt der Spanier allein kostete dreitausendundfunfhundert Gulden. Ende Juni 1635 zogen diese lästige Gäste wieder ab.

Am 6. September des Jahres 1634 trafen die vereinigten Spanier und Deutschen den Feind bei Nördlingen, und hier beschied ihnen der Schlachtengott ein gnädiges Lächeln, indem die Schweden auf das Haupt geschlagen wurden. Allein trotzdem wütete das Kampfesgetümmel fort, wählte sich jedoch (von 1635—1645) seinen Schauplatz in den Rheinlanden, in Böhmen und Sachsen, und erst im Herbste 1646 rückten die feindlichen Colonnen wieder näher.

Die Schweden und Franzosen belagerten Augsburg, wurden von dort vertrieben, überschritten aber bei Kaufering den Lech, eroberten nach kurzem Widerstande Weilheim und plünderten dasselbe und streiften bis an die Mauern von Murnau heran. Die Marktrechnung weist eine Ausgabe für Kriegswesen von 239 Gulden auf.

Im Frühjahre 1647 wurde zwischen den Bayern und Schweden zu Ulm ein Waffenstillstand geschlossen, der aber schon im September dieses Jahres von Churfürst Maximilian wieder gekündet wurde. Eine gänzliche Niederlage des kaiserlich-bayerischen Feldherren Melander von Holzapfel bei Zusmarshausen durch die Schweden und Franzosen war die nächste und eine abermalige Ueberschwemmung des ganzen südlichen Bayerlandes die mittelbare Folge. Murnau mußte noch tausend Gulden Contribution nach Moosburg liefern, wo der schwedische General Wrangel sein Hauptquartier hielt.

Endlich um Allerheiligen des Jahres 1648 erscholl die frohe Botschaft, daß am 24. Oktober zu Münster in Westphalen Frieden geschlossen sei. „Er machte den vielen Leiden ein Ende, sagt Baumann, und gab die Ruhe,



Der untere Markt.

welche nothwendig geworden war, um die tiefen Wunden zu heilen. Der Marktkammer kostete der Schwedenkrieg zehntausend Gulden; wie viel dem einzelnen Bürger, weiß Niemand."

Freilich hatte Murnau von Seite der Feinde nicht so schwere Verletzungen erlitten wie andere Orte des bayerischen Vaterlandes; doch die Elemente schlugen ihm während des Krieges tiefere Wunden wie die Feindeshand.

Am 6. August 1619 brannte Murnau mit einhundert und siebzig Häusern und mitsamt dem Rathause bis auf den Boden nieder, und im August des Jahres 1634 hielt ein Gast Einkehr, der fürchterlicher war wie alle Drangsale, die die Schweden heraufbeschworen: die schwarze Pest. Selten nahm diese in einer Familie nur ein Opfer, oft starb das ganze Haus aus. Niemand wollte die Kranken pflegen; Niemand die Toten begraben. Bürgermeister und Rat zu Murnau machten zwei vagabundierende Menschen ausfindig, die sich herbeiließen, Krankenpfleger- und Totengräberdienste um Geld zu besorgen.

Im Mai des Jahres 1635 trat eine außerordentliche Kälte ein, welche einen vollständigen Mißwachs herbeiführte, und im Herbste desselben Jahres vernichteten unzählige Mäuseheerden das, was das karge Wachsthum überhaupt gezeitigt hatte.

Das war also noch in den traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Ihr folgten ein halb's Jahrhundert später die des spanischen Erbfolgekrieges. England und Holland hatten sich gegen Frankreich verbündet, den österreichischen Erzherzog Karl auf Spaniens Thron zu setzen. Churfürst Max Emanuel von Bayern war durch einen geheimen Vertrag gezwungen, die Interessen Frankreichs zu unterstützen, und fiel daher im Juni 1703 in Tirol ein. Er eroberte Kufstein, Rattenberg, Hall und Innsbruck und war nahe daran, sich mit den von Italien her anrückenden Franzosen zu verbinden. Ehe jedoch dieses gelang, trieben ihn Morgenstern und Axt und die Büchsen des Tiroler Landsturms über Zierl und Scharnitz in die bayerischen Berge zurück. Der Churfürst selbst war gezwungen, sich auf einem Floße die Isar hinunter zu flüchten, und der Feind folgte ihm auf dem Fuße nach. Am 28. August 1703 erschien derselbe vor Murnau und jagte den roten Hahn auf dessen Dächer. Der ganze Ort ging in Flammen auf, nur einige wenige schlechte Häuser auf dem sogenannten Soller blieben davon verschont; die Not war eine außerordentliche; Kleidung, Wohnung und Lebensmittel fehlten, und der kalte Winter stand vor der Thüre.

Und noch einmal fügte es das Schicksal, daß das an Sitte und Sprache verwandte Nachbarvolk über die Grenzen unseres Vaterlandes plündernd und zerstörend hereinbrechen sollte. Es war dies um die Zeit der französischen Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts, als der große Napoleon dem ganzen Europa seinen Willen diktierte, und auch der bayrische Churfürst und nachmalige König Maximilian Josef dessen Hand zum Bunde gegen Oesterreich ergriff.

Schon im Jahre 1800 und dann im Jahre 1805 rückten die Heereshaufen des französischen Generals Ney durch das Loisachthal gegen Tirol vor, und Murnau hatte eine zweimalige empfindliche Einquartierung zu erdulden. Als dann zu Ende des Jahres 1805 nach der mörderischen Dreikaiserschlacht zu Austerlitz Kaiser Franz mit Napoleon Frieden schloß, verlor er Tirol an Bayern. Kurze Zeit aber nur hatte der bayrische Fürst das zweifelhafte Glück, Beherrscher der Tiroler Berge zu sein. Unzufrieden mit den bayrischen Zuständen überfielen die Tiroler anfangs April des Jahres 1809 die bayrischen

Besatzungen im ganzen Lande, machten sie nieder oder nahmen sie gefangen und drangen unter Major Teimer im Monate Juni desselben Jahres in Bayern ein. Mit dreitausend Mann rückten sie von Eschenlohe gegen Murnau vor und zogen ohne Schwertstreich in dasselbe ein. Die Marktrechnungen weisen damals eine Ausgabe von 23683 Gulden auf. Als darauf die Bayern unter Deroy und Arco heranrückten, wichen sie ohne ernstlichen Kampf wieder in die Berge zurück.

Am 17. Juli versuchten sie einen abermaligen Einfall in die bayrischen Lande. Ihr Plan ging dahin, von Kohlgrub her Murnau zu überrumpeln. Sie drangen auch wirklich bis vor das Weichbild des Marktes heran und setzten sich mit zweihundert Mann, vierzig Reitern und drei Kanonen auf den Hügeln fest, welche die Straße nach Kohlgrub beherrschen. Murnau's Schutz war dem bayerischen Hauptmanne Bauer anvertraut. Dieser rückte mit zweihundert Fußgängern, acht Chevauxleger und einer Kanone gegen den Feind an. „Schon war er nur mehr zwanzig Schritte vom feindlichen Geschütze entfernt, da brach die bisher im Hinterhalte verborgene Reiterei der Tiroler hervor. Die gleichzeitige Verwundung sämmtlicher acht Chevauxlegers, der Sturz des Hauptmannes selbst, erschütterte die Schlachtlinie des bayrischen Fußvolkes und bewog sie, wie sehr auch der Hauptmann entgegenstrebte, zum langsamen Rückzuge. Murnau fiel abermals wehrlos den Tirolern in die Hände, und diese schrieben eine Brandschatzung von sechstausend Gulden, achthundert Paar Schuhen, achtzig Ochsen und fünfzig Pferden aus. Hauptmann Bauer hatte sich unter beständigem Scharmützel und in fester Ordnung bis nach Habach zurückgezogen und setzte durch einen Eilboten den Obersten Arco, der von Benediktbeuern aus die Landesvertheidigung zwischen Tölz und Murnau leitete, von dem Vorgefallenen in Kenntnis. Trotz eigener Bedrängnis kam dieser und lieferte dem weitaus stärkerem Feinde zwischen Spatzenhausen und Söchering eine hitzige Schlacht. Hin und her schwankte das Schlachtenglück; da machte die Reiterei einen tapferen Angriff in die rechte Seite der feindlichen Massen, ein feindliches Geschütz wurde erobert, und das Fußvolk nahm Spatzenhausen, das den Tirolern zum Schutze diente. Da gaben die Feinde ihre Sache verloren, und ihre Linien lösten sich zu einer regellosen Flucht auf. Viele wurden auf dieser noch eingeholt, niedergehauen oder gefangen genommen.

Das war die Großthat des Grafen Arco, dem bald darauf eine feindliche Kugel das Leben nahm. Die Murnauer aber haben ihm dieselbe

nicht vergessen und feiern alljährlich sein Andenken durch ein außerordentliches Feuerschießen.

So kennen wir auch die äußere Geschichte Murnau's und sehen, daß der Ort sein Kleid, das ihm ein tückisches Element versengt hatte, zweimal gewechselt hat. Noch ein drittesmal geschah dieses, und über diesen Brand liegen uns noch ausführlichere Aufzeichnungen vor.

Es war am 21. Mai 1774, am Vorabende des Pfingstfestes, da die ganze Bürgerschaft schon im tiefem Schlafe lag, als der schreckliche Ruf „Feuer“ die Ahnungslosen aus dem Lager schreckte. In wenigen Augenblicken war die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Die Straße erstrahlte in rotem Feuerscheine, und eine mächtige Garbe blies Funken und Flammen vor den Augen der Geängstigten in den nächtlichen Himmel hinein. Im Hause der Krämerin Weingand, da wo heute sich das große Kaufhaus von J. A. Kapfer befindet, war der Herd des verderblichen Elementes. Schnell war das daneben befindliche Hutterbräuanwesen, dem heutigen Postgebäude entsprechend, in seiner Gewalt. Von Dach zu Dach züngelte die gefräßige Flamme. Schindeldächer, Einlage von Heu und Stroh in den rückwärtigen Geschoßen der Häuser, ausgedörrtes Balkenwerk gab ihr die reichlichste Nahrung, und mit gewaltigem Donner stürzte First an First in sich zusammen.

Der Landmann in den Oertchen auf den benachbarten Höhen hörte der Sturmglocke dumpfen Klang; er sah in das unermeßliche Feuermeer hinein und konnte Schloß und Kirche in dessen Widerscheine erstrahlen sehen. „Murnau brennt, ganz Murnau brennt!“ war sein Ausruf, der ihn auch der Ohnmacht bewußt machte, mit welcher er dem gefräßigen Elemente gegenüber stand. Binnen wenigen Stunden lag der ganze Markt in Schutt und Asche. Schloß und Kirche und vier abgelegene Häuser nur blieben die Zeugen einer Schreckensnacht.

Am 9. Juni des Jahres 1835 brannte der obere Teil des Marktes zwischen dem heutigen Griesbräu und der Brauerei zur Post zu beiden Seiten der Straße nieder, am 26. Februar 1837 fiel der mittlere Teil und am 20. Juli 1841 der unterste Teil desselben den Flammen zum Opfer.

Doch immer wieder hat eine kräftige Bürgershand das zerstörte Heim aus Schutt und Asche aufgebaut, und so liegt heute Murnau da, ein Schmuck des bayrischen Gebirges, ein Mädchen vom Lande, fast in städtischen Gewändern.

Suchst du nun, Murnau von außen ein liebliches Bild abzugewinnen. so folge mir auf den westlich von ihm gelegenen sogenannten Dünnaberg oder



Weg zur Kirche.

steige die dasselbe beherrschende Höhe zum Eichholze hinan oder stelle sich unter die schattigen Kastanien und Linden des Griesbräukellers gegen Norden, überall findest du ein ähnliches Bild mit verwechseltem Hintergrunde: bretter-gedeckte Hintergebäude; Giebel an Giebel, mit Platten, zum Theil mit Schindeln bedeckt, vielfach in blühenden Obstgärten versteckt, von Schloß und Kirche überragt. So liegt es zwischen zwei mächtigen Hügeln friedlich da, und die grünen Wiesen steigen von diesen bis in die sauberen Straßen hinein. Von der einen Seite baut sich über diesem der mächtige Gebirgskranz mit vielen Gipfeln und Gräten vor unseren Augen auf, von der anderen verliert sich unser Blick in den wellenförmigen, blauen Höhenzügen, die das Alpenland gleichsam als Vorhut in die bayrische Hochebene hinabschickt. In diesem prächtigen landschaftlichen Ringe ist Murnau ein lieblicher Edelstein.

Willst du aber der schmucken Gebirgstochter selbst in das Antlitz sehen, so wandle mit mir die langgestreckte Hauptstraße hinunter, welche den Ort von Norden nach Süden durchzieht und im ziemlichen Gefälle dem Loisachthale zustrebt. Hier wohnt das Gewerbe und die Wohlhabenheit während die Landwirtschaft hinter diesen Häuserreihen im Soller und Burggraben seinen Sitz hat.

Die Häuser sind zumeist aus massivem Stein gebaut, von reinlichstem, freundlichstem Aeußeren, „mit blitzenden, blumengeschmückten Fenstern, aus denen schneeige Gardinen wehen,“ bald ein bald zwei Stockwerke hoch und manchesmal mit freundlichen Altanen ausgestattet. Vor ihnen laufen reinlichste Trottoire aus gebranntem Steine. In symmetrischer Doppelreihe flankieren sie die Straße und geben dem Orte das Gepräge des Gemütlichen, des Heimeligen, der allersaubersten Wohnlichkeit.

Trittst du aber mit mir durch ein Seitengäßchen in den ökonomischen Teil des Fleckens, da siehst du noch viele Häuser im Gewande der benachbarten Vettern Garmisch, Partenkirchen und Mittenwald: schindelgedeckte, steinbeschwerte Firste mit weit vorspringenden Vordächern, lange, hölzerne Dachrinnen, die bis vor kurzem noch ihr Wasser lustig über den Kopf des Verkehres auf die Straße plätschern ließen, gemauerte oder hölzerne Erdgeschosse mit breitem Hausthore und geräumigem Hausflötze, kleine, niedrige Fenster mit schillernden Scheiben und — es ist keine Schande, es zu sagen — mit baumeisterlicher Gewandtheit das aufgeführt, was eine fleißige Hand aus dem Stalle geschafft hat, der Wiesen Kraft und Nahrung.

Murnau erfreut sich ja keines eigenen Industriezweiges wie seine

ärmeren Nachbarn. Es treibt keine Geigenmacherei wie das alte Mittenwald in den stillen Bergen dahinten, keine Holzschnitzerei und Faßbinderei wie Garmisch und Partenkirchen, es führt keine religiösen Schauspiele auf wie das Oberammergau.

Sein Erwerb gipfelt in den Worten: Oekonomie und Handwerk. Das ist das Erbe, das ihm seine Eltern hinterließen, und das die Bahn, welche ihm seine Lage mitten im Grünen selbst vorgezeichnet hat. Ja, die Oekonomie anlangend, ist ihm sogar ein reicher Getreidebau entzogen, denn der schwarze, fette Boden auf seinen Feldern eignet sich für einen üppigen Gras- und Kräuterwuchs besser wie für einen ergiebigen Feldbau. Allerdings gedeiht auch Haber und Korn hier, und die allgütige Ceres spendet immerhin das, was der häusliche Tisch das Jahr über verlangt. Aus den Scheunen weht uns der Duft würzigen Heu's entgegen, und aus den Ställen dringt das Blöcken der Rinder an unser Ohr. „Milchwirthschaft und Viehzucht“ das ist die Parole des Landmannes in Murnau und seiner ganzen Umgebung.

Dort aber im Zentrum des Fleckens, wo das Handwerk wohnt, dreht keiner Maschine Kurbel den Webstuhl; es arbeitet nicht mit schwachen Kinderhänden in langen Sälen, auch schürrt nicht eine bleiche Arbeitergestalt den glühenden Kessel der Fabrik, nein, hemdärmelig wandelt der werkthätige Verkehr die Straße auf und ab; es hämmert in der Schmiede, vor der die wiehernden Rosse stehen; es sägt in der Schreinerstube; da führt ein rührig Bäuerlein die Erzeugnisse seines Bodens und seines Fleißes auf den Markt; dort zieht eine Heerde brüllender Rinder durch die Straße; hier rollt eine Kutsche mit fahrendem Sommervolk den Berg hinab. Dazwischen mischt sich der Lärm froher Gassenkinder und das lustige Murmeln der fünf Brunnen des Marktes. Die Sonne lugt mit neugierigem Strahle durch die blitzenden Fenster in die reinliche Stube, und von drüben schauen Wetterstein und Estergebirge dem Verkehre zu.

Außer Schloß und Nikolai-Kirche, außer dem bescheidenen Mariahilfkirchlein, der Mariensäule und dem Magistratsgebäude hat der bescheidene Ort, dem höhere Schulen, Kasernen nnd Gerichte fehlen, keine nennenswerten Bauten, die er dem Fremden zeigen könnte.

Das Schloß ist auch durch seine erhöhte Lage und den Hauch der Geschichte, der es umweht und mit der Geschichte des Marktes innig verbindet, mehr ausgezeichnet als durch eine imposante Bauart. „Es wurde, sagt Bau-

mann in seiner Chronik von Murnau, in zwei verschiedenen Zeiträumen gebaut. Der mittlere und höchste Theil stellt einen massiven, viereckigen Turm dar, dessen Erbauung ohne Zweifel in die Zeit vor der ettaler Klostergründung fällt. Es mag von einem bayrischen Herzoge erbaut worden sein. Dasselbe war notwendig zum Schutze gegen die Raubritter. Außerdem brauchte das Heer, das über die Alpen zog, von Strecke zu Strecke einen befestigen Anhal'spunkt. Nebenbei mag es den bayrischen Herzögen als Jagdschloß gedient haben; denn es stand in seiner Nähe bis auf unsere Zeit ein Falkenturm. Im Jahre 1805 wurde derselbe abgebrochen; seine Stelle nimmt gegenwärtig ein Haus ein, in dem eine Tafel eingemauert ist mit der Inschrift: „Hier stand ein Falkenturm aus grauer Vorzeit. Abgebrochen 1805." Am 4. August 1324 wurde dieses Schloß sammt drei Sägen am Staffelsee von Kaiser Ludwig dem Bayer für eine Schuld von vierhundert Pfund Münchener Pfennige an Berthold von Seefeld und dessen Hausfrau Irmengarde auf sechs Jahre verpfändet. Wahrscheinlich kam es schon unter Ludwig dem Bayer an Ettal. Damals wurde es durch den Neubau zur rechten und zur linken Seite und nach Osten hin vergrößert und zum Sitze des klösterlichen gefreiten Pflegegerichtes eingerichtet."

Auf der westlichen Seite des Mittelbaues befindet sich noch heute hoch oben, daß es das bloße Auge kaum deutlich erschaut, ein Freskogemälde, das Kaiser Ludwig den Bayern darstellt, und jedenfalls schon einhundertundfünfzig Jahre alt ist.

Heute ist dieses Schloß Eigentum der Gemeinde und wird als Schulgebäude benützt. Merkwürdig! Wo einst der schwere Tritt beharnischter Ritter in den Gängen widerhallte, wo eines fürstlichen Jagdgefolges jauchzendes Hallali und frohe Jagd- und Trinklieder erschollen, wo eines gestrengen Pflegers lakonisches „verurteilt!" ertönte, da vernimmt das Ohr heute das dünnstimmige „a, b, c" eines sechsjährigen Bürgerstöchterleins, das gemeinsame Gebet monotoner Knabenstimmen und der Fidel schreienden Ton des Gesangmeisters. Von dem Schlosse führte einst ein gedeckter Gang zur Nikolaikirche hinüber. Dieser Gang ist jetzt abgebrochen und nur ein Teil der Stiege und ein gedecktes Vordach hat sich davon erhalten.

Wie die Nikolaikirche in ihrer jetzigen Gestalt vor uns steht, reicht ihre Lebenszeit nicht so weit in das Mittelalter hinein, wie die des alten Schlosses.

Murnau hatte allerdings schon sehr frühzeitig eine eigene Kirche. Ihrer wird am 5. August 1362 zum erstenmale in einem alten Dokumente Erwähn-



Am Schloßberge.

ung gethan. Allein das alte, im gothischen Style gebaute Gotteshaus war im Laufe der Zeiten sehr baufällig geworden und mußte einem neuen weichem. Im Jahre 1717 wurde dieses begonnen, wegen Mangel an Geldmittel aber erst zehn Jahre später beendet. Doch auch damals noch wurde der alte Glockenturm gelassen und, erst als sich dieser zu niedrig erwies, durch einen Aufbau mit spitzzulaufender Dachung vergrößert. Im Jahre 1745 stürzte der Blitz diesen Aufbau über die Kirchhofmauer in die Wiesen hinein. Wieder entstand der Turm und erhielt damals seine heutige Façon. Der unterste Teil des-

selben ist demnach der des ältesten Gotteshauses und zeigt ein gothisches Gewölbe und gothisches Portal. Dieser Umstand ist die harte Nuß, an der sich Bürgerschaft und Magistrat der Gegenwart die Zähne verderben. Als nämlich im Jahre 1878 frommer Bürgersinn das Gotteshaus mit neuen Glocken versah und unter anderen eine mächtige Glocke auf den Turm hing, die es der größten von St. Peter gleichthun konnte, geriet der junge Rumpf auf den alten Füßen ins Schwanken. Auch das unbewaffnete Auge konnte das Turmkreuz von jeder Stelle der Straßen Murnau's aus bedenklich erzittern sehen.

Dem gefährlichen Brummbären da oben in luftiger Höhe hält seitdem die Polizei den ehernen Mund zu, und die Väter der Stadt zerbrechen sich die Köpfe, wie sie denselben wieder zum Sprechen bringen.*)

Die Kirche selbst besteht aus einem weiten, ovalen Schiffe, von einer mächtigen Kuppel überwölbt, und einem kreuzförmigen, nach Osten liegenden Vorbau. Sie besitzt sechs Altäre. Dieser Vorbau ist mit trefflichen Deckengemälden geschmückt, welche der nicht unberühmten Hand eines Michael Wittmer enstammen. Wittmer war der Sohn eines Murnauer Faßmalers, ein Künstler von gutem Namen.

Weit großartiger wie sein Werk ist das imposante Deckengemälde des Kuppelbaues von Professor Kolmsperger erst in den letzten Jahren geschaffen. Es ist das ein Kunstwerk ersten Ranges, in jeder Hinsicht tadellos, gleich rümlich in Composition, Perspektive und Farbe wie in der Natürlichkeit und Wahrheit seiner zahlreichen Menschengestalten.

In dem Vorbaue steht auch der glänzende Hochaltar, der durch ein uraltes, schmerzhaftes Muttergottesbild ausgezeichnet ist, das er über seiner Mitte trägt. Seit unfürdenktlichen Zeiten genoß die Reliquie die ausnehmende Hochschätzung jedes Andächtigen. Man schrieb ihr die Errettung von einer im Februar 1746 wütenden Pest zu und erklärte es für ein Wunder, als zu Anfang Juni des Jahres 1756 wiederholt und unter Ausschluß eines jeden Betruges Thränenperlen auf Wange, Lid, Mund und Haar der Statue bemerkt wurden.

Von Kennern werden außerdem vier in trefflicher Schnitzerei ausgeführte Beichtstühle als Sehenswürdigkeiten gerühmt.

Rühmenswerter erscheint mir der prachtvoll gelegene Friedhof. Wegen

*) Inzwischen wurde der Turm einer gründlichen, baulichen Veränderung unterzogen und ermöglicht somit den ungefährlichen Gebrauch der Glocke.

seiner entzückenden Ausschau mag er wohl manches lebensmüde Herz zu dem Seufzer veranlaßt haben, hier begraben zu sein. Da liegen die Leiber unserer Voreltern, angesichts der trauten Berge, die ihren Blick im Leben schon so oft in Entzückung versetzten.

Wie oft noch mag die Sonne über den Ruhenden auf- und niedergehen, bis ihnen der Tag der Gläubigen dämmert?

Dann bricht er wohl auch für jene an, die ferne von der heimischen Scholle auf Frankreich's blutdurchdrängten Schlachtfeldern ihren Todesschlaf thun, lebendig noch in den Herzen der Gebliebenen, welche ihnen vor der Kirchhofmauer ein bescheidenes Denkmal gesetzt. Dasselbe ist von stillen Cypressen umbuscht und von mächtigen Linden beschattet. Es steht auf einem Wege, der wohl der besuchteste des Ortes ist, und wer die achzehnhundert Seelen des Fleckchens nachzählen will, muß hier am heiligen Abende oder vor der Totenmesse unseres unglücklichen Königs seine Aufstellung nehmen.

Dieses Monument und die Mariensäule in Mitte der Hauptstraße sind die einzigen, bescheidenen Denkmäler, welche Murnau besitzt. Letztere zeigt die Gestalt der hl. Maria, mit dem Christuskinde auf dem rechtem Arme und einer Lilie in der linken Hand, eine goldene Krone auf dem Haupte und eine Mondsichel zu ihren Füßen. Das Alter des Marmorbildes läßt sich nicht bestimmen. Aus alten Rechnungsbüchern des Magistratischen Archives kann man entnehmem, daß bei dem großen Brande vom Jahre 1774 die linke Hand an demselben zertrümmert wurde. Ein Steinmetz aus München fertigte um fünf Gulden eine neue an. Als die alte aus Tuff bestehende Säule am 20. Oktober 1858 abgetragen und durch eine neue ersetzt wurde, fand man unter derselben ein zusammengenietetes Blech vor, mit einer Inschrift, deren Buchstaben leider unleserlich geworden waren.

Neben der Mariensäule steht das Mariahilfkirchlein, ein einfaches Kirchlein, das der Stiftung einer Brauerswittwe namens Maria Praſtler aus dem Jahre 1628 seine Entstehung verdankt. Dasselbe ist in den wiederholten Feuersbrünsten ebenfalls dem Elemente zum Opfer gefallen, wie das jetzt im byzantinischen Stile erbaute Rathaus.

Nur wenige Schlote gibt es in Murnau, die uns etwa an Fabriken erinnern möchten; allein aus ihnen steigt der Opferrauch zu Gott Gambrinus empor. In fünf Brauereien wird dem Murnauer und seiner ganzen Umgebung das gesotten was kein Bayer entbehren kann, und deren prächtige, mit allem



Schloßgasse.

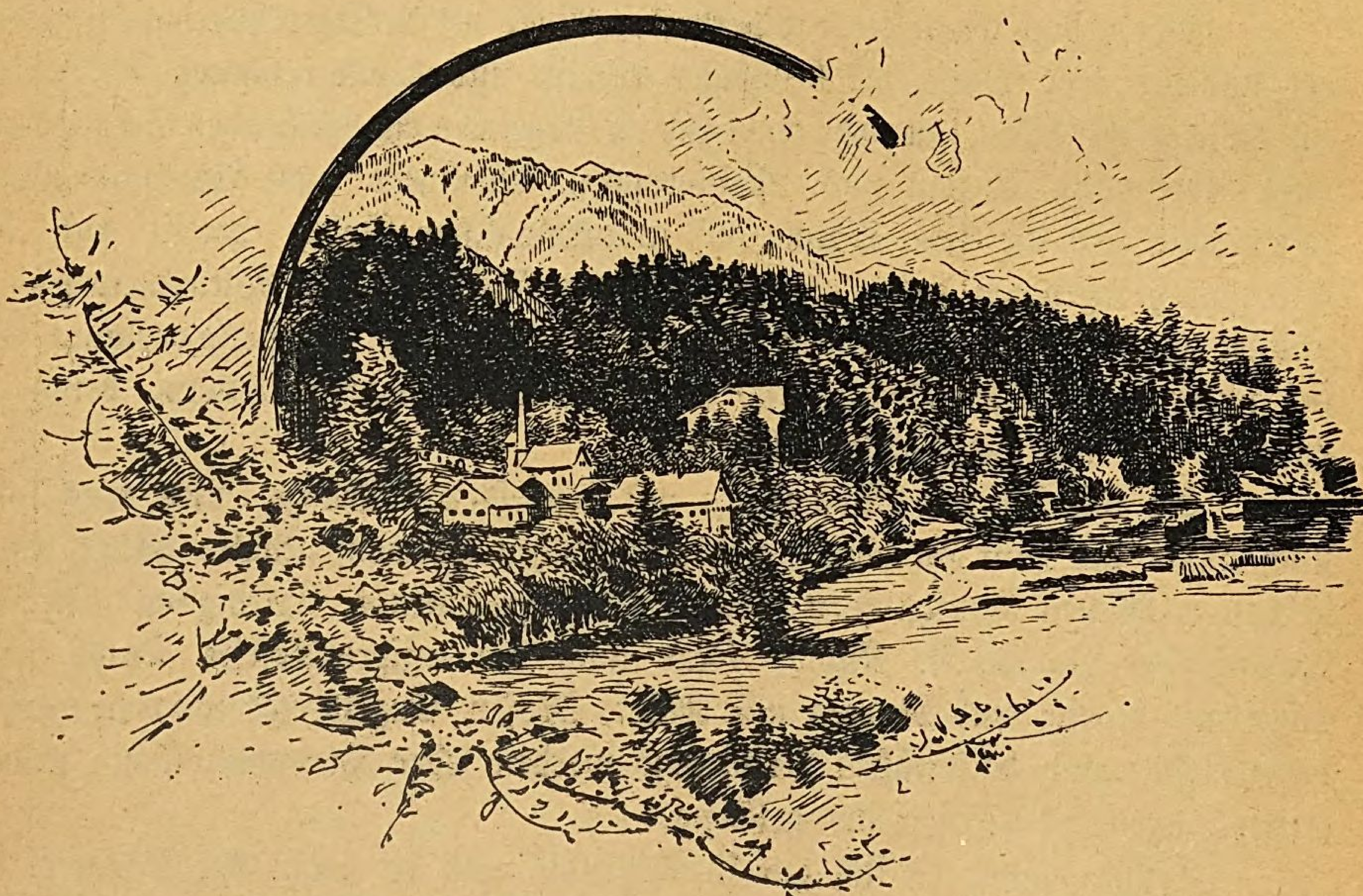
Comfort ausgestattete Wohnräume bieten dem Sommergast bürgerliche und fürstliche Unterkunft. Da empfängt den von Norden kommenden Wanderer die Brauerei zum „Griesbräu“, ein stattliches Gebäude, mit imposanter, fensterreicher Front und einem kühlen, von schattigen Kastanien überdachten Gärtchen; ihm folgt am besten Platze des Ortes die „Post“, mit vorzüglicher Küche und einem geräumigen, altdeutschen Speise- und Conversationssaale das Eldorado der Fremden während der Saison; wenige Häuserbreiten von diesem entfernt der „Zacherlbräu“, der seit alten Zeiten das Privilegium des besten Trunkes für sich in Anspruch nimmt; nach ihm das in Fremdenkreisen wohlbekannte Gasthaus zum „Pantlbräu“, an Küche, Keller und Comfort von gleicher Güte; und endlich, seine Umgebung weit überragend, das stattliche Gebäude zum „Angerbräu“, in dessen weiten, lichten Wohn- und Wirtschaftsräumen eine sprichwörtlich gewordene Reinlichkeit herrscht, und von dessen Gärtchen aus eine prächtige Aussicht auf das Gebirge gestattet ist.

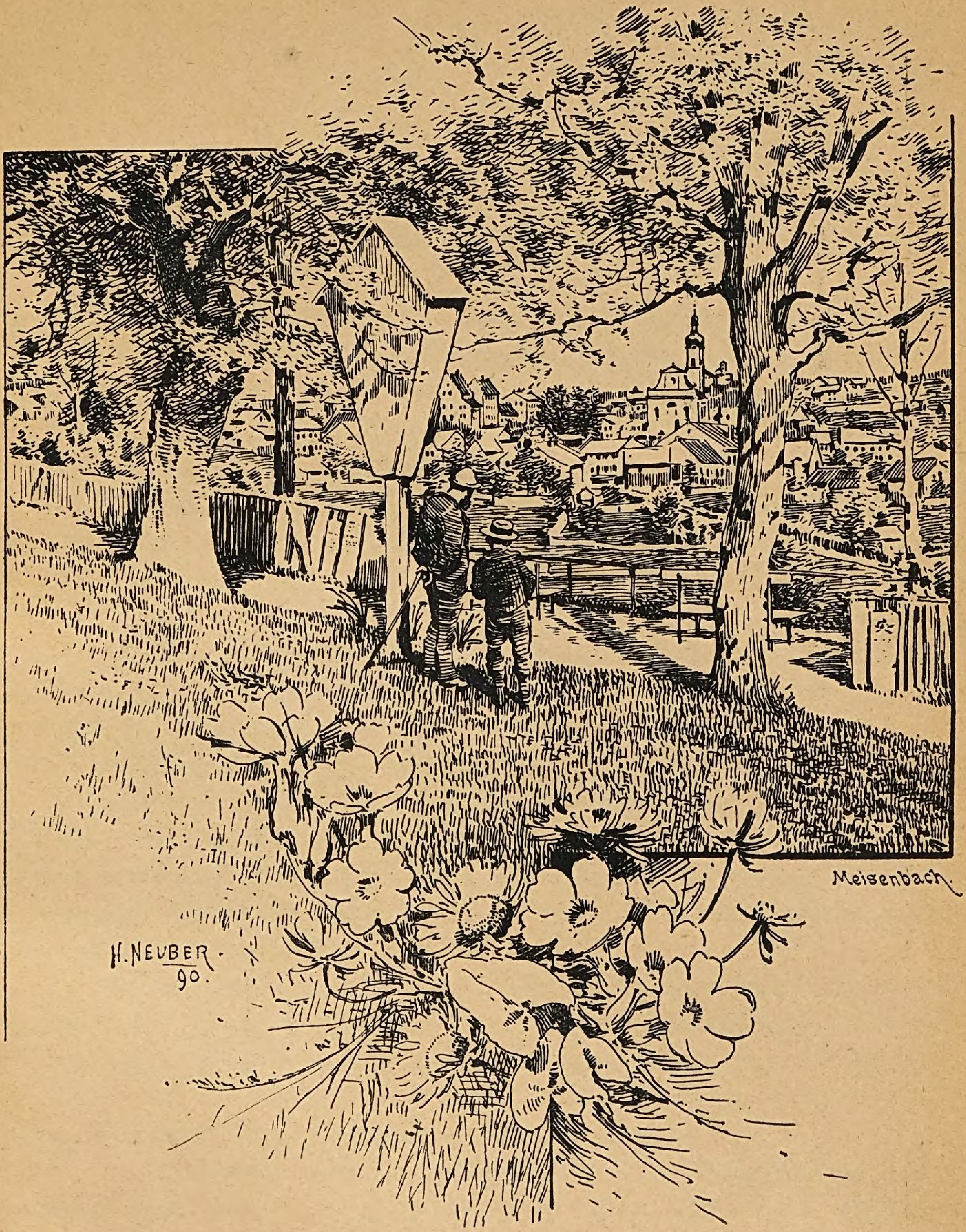
Wer jedoch Cigarette und perlenden Wein der klebrigen Bierbank vorzieht, der findet in der Stube bei behäbiger Wirtin und dessen sauberen Töchterlein ein trautes Plätzchen, ja wer etwa gar im Geheimen ein belebendes Schnäpschen nicht verschmäht, Enzian und Meisterwurz, Apfelwein und Apfelschaumwein kosten will, den die liebe Sonne auf ureinheimischen Boden gereift hat, der findet auch irgendwo dafür ein geschwätziges Glöcklein; der Naturkneiper aber, welcher zu dem Trunke für den Körper eine Labe für die Seele verlangt, setze sich unter die dunklen Linden und Kastanien eines Sommerkellers, deren es mehrere gibt mit entzückender Ausschau.

So löst sich die Magenfrage mit bescheidener Münze, und, was sonst noch außer der Luft an einem mehrmonatlichen Landaufenthalte hängt, findet in den trefflichen Kaufhäusern des Ortes befriedigende Erledigung. In die Schaufenster von J. A. Kapfer blickt auch die anspruchloseste Dame nicht ungestraft hinein, und Namen wie Killer, Moser, Engelbrecht und viele andere metzgerlichen und bäckerischen Ursprungs werden jeder Herrschaftsköchin in den ersten Tagen ihres Hierseins geläufig.

Daher wohnt es sich gut in Murnau, und die Zahl der Städter, die sich auf einer aussichtsreichen Höhe im und um den Marktflecken in gartenumsäumten Villen ein sommerliches Heim gegründet haben, nimmt von Jahr zu Jahr mehr zu. Freilich wird der Ort von vielen Fremden und namentlich den mit Ränzchen und Bergstock reisenden noch weitaus zu wenig ge-

würdigt. Wer bereits am Starnbergersee seine erste Rast machte und von da auf dem eiligen Dampfrosse Murnau erstieg und jetzt die Felsen, Kuppen, Zacken und Gipfel des Hochgebirges nahe erschaut, den drängt es gewaltig in das majestätische Alpenland hinein. Und doch gehören sie uns, die Riesen des Wettersteins, die blauen Seen, die Klüfte und Klammen, die rasenden und tosenden Bäche und die schäumenden Wasserfälle unseres Hinterlandes, und doch gehört es uns, das Hügelland in unserem Rücken mit dem hohen Peißenberge in seiner Mitte und den weitgedehnten Becken des Starnberger- und des Ammersees in seinen Thälern. Da und dorthin führt uns die geflügelte Achse in wenig mehr denn einer Stunde. Murnau ist der Knotenpunkt für Parthien nach Kochel- und Walchensee, nach Kohlgrub und Ammergau, nach Garmisch, Partenkirchen und Mittenwald. Darum sieht es als Vorort des Gebirges sonder Zweifel einer großen Zukunft entgegen, es braucht dabei noch nicht gerade ein bayrisches Interlacken zu werden.





Murnau gegen West.

Um Murnau.

Murnau besitzt einen Verein, dessen Ruhm nicht durch eine fliegende Standarte oder durch den Gewehrdonner einer Schießstätte verkündet wird. Wir empfinden seinen Wert auch nicht im Concertsaale eines Gasthauses, in dem Glanze eines landwirtschaftlichen Festes und in den Schaustellungen eines Turn- oder Rennplatzes.

In stiller Arbeit hat derselbe dem Sommergaste die Wege geebnet, die Bächlein überbrückt, die Hügel erklommen, freie, sonnenheiße Plätze überschattet, dort Ruhebänke unter den Bäumen, da Badehäuschen im Seegrunde aufgestellt.

Gepriesen sei er daher, und sein eigen Werk verkünde ihm den Ruhm den Fremden besser, wie eine goldgestickte Schleife oder ein anderes, kunstvoll geprägtes Abzeichen eines Klubs unserer vereinsschmachtenden Zeit!

Lob ihm, dem Verschönerungsvereine!

Mit vieler Mühe und mit Opfern, hat derselbe den Markt durch eine kühle Allee an dem lobenswerten „Gasthofe von Fuchs“ vorüber mit dem Seeufer verbunden; er hat sich zweier, zur Linken dieses Weges gelegener, ehedem kahler Hügel bemächtigt und die gepriesene „Luitpolds-“ und weiterhin die „Ludwigshöhe“ daraus geformt.

Welcher Fremde ist nicht schon an einem kühlen Juniabende mit Wonne die bepflanzten Hänge zu denselben emporgestiegen? Wer träumte noch nicht auf der weiten Kuppe der Ludwigshöhe hinüber über die spiegelnde Wasserfläche des Staffelsee's der untergehenden Sonne nach? Wem ließ der Gruß der nahen Berge, von Purpur übergossen, das Herz kühl?

Der Waldweg am südlichen Seeufer und beide Badeanstalten in der belebenden Flut sind Werk und Besitz des Verschönerungsvereines. Auch der Weg vom See zum Bahnhofe und der von der Kohlgruberstraße zur Aufhütte

ist ein Erzeugnis seiner Arbeit und seines Fleißes, wie er jüngst in dankbarer Gesinnung dem „Arcoplatze" Existenz und Namen gegeben hat.

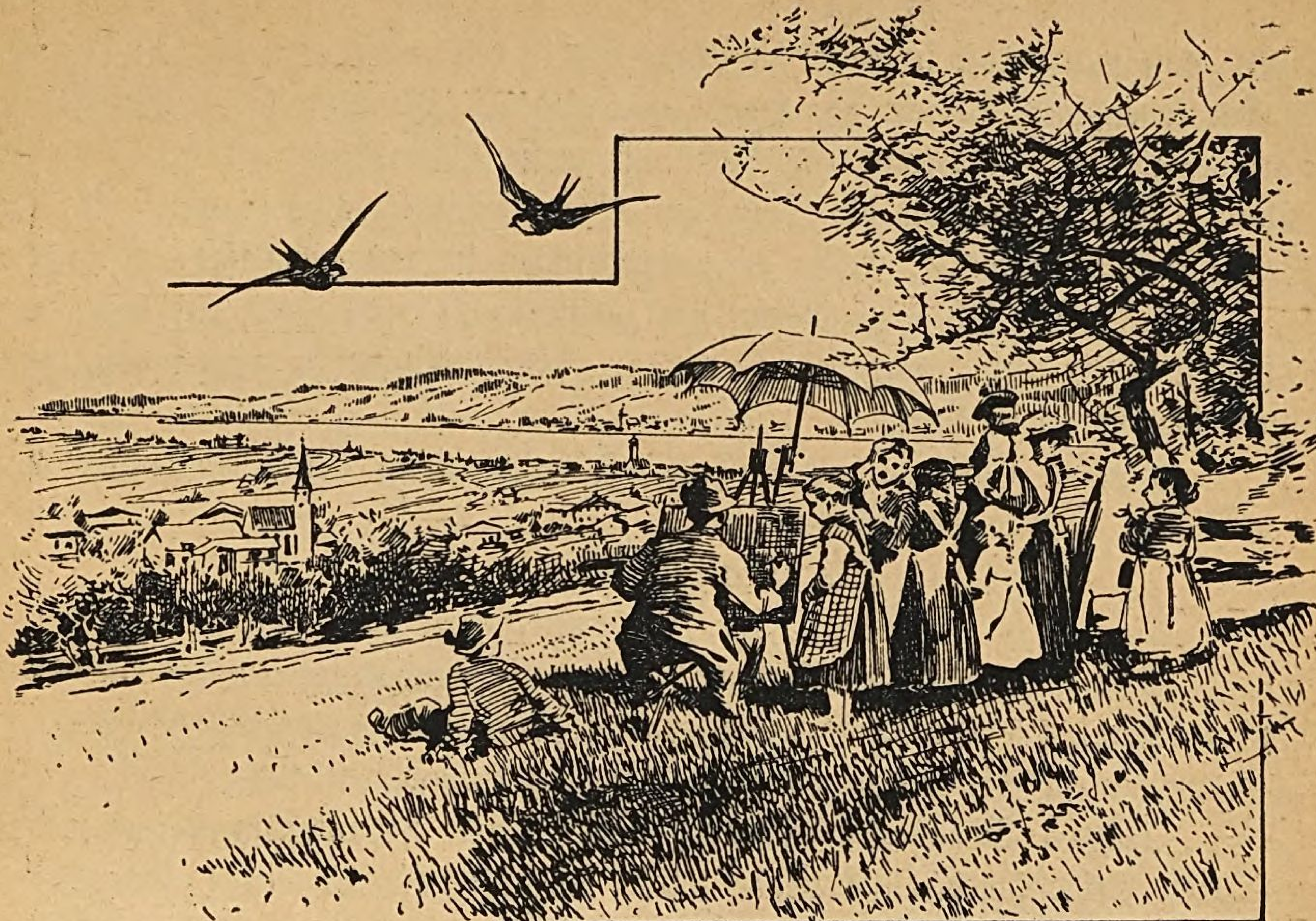
Der Verschönerungsverein rief ferner den Weg von Murnau über den Dünnaberg nach dem Ramsachkirchlein ins Leben, die Anlage über den Friedhof zum Kapferberge und endlich die über den Friedhof zum sogenannten Eichholze gegen Hagen zu und Guglhör.

Wandeln wir den letztren!

Wohl deckte auf dem Eichholze einst ein ausgedehnter Eichenwald den jetzt üppig grünenden Hügel. Dieser Wald ist verschwunden und hat mächtigen Linden Platz gemacht, von denen ein nahegelegenes Gebäude den Namen „Lindenburg" entlehnte. Diese Bäume breiten ihre Zweige über ein stilles Feldkreuz aus, welches in den Annalen Murnau's seine eigene Geschichte besitzt. Der himmlische Dulder auf diesem Kreuze ist in schöner Schnitzerei ausgeführt und blickt dem Beter in das Antlitz, der hier zu früher Morgenstunde seiner Andacht dient. Der Erlöser sieht nach Osten, und das war auch mit dem Muttergottesbilde der Fall, welches noch zu Anfang dieses Jahrhunderts unter seinen Füßen befestigt war. Da, am Abende des 2. Aprils 1821, verbreitete sich unten im Markte die Kunde, Maria habe vom Anblicke der Fluren und des Gebirges hinweg sich dem Orte zugewendet „ihre Augen bewegten sich und eine Thräne perlete auf ihren Wangen."

So wenigstens verkündete es ein frommes Gemüt, das da oben in inbrünstigem Gebete verzückt war. Das gläubige Volk strömte nun in Scharen dem Eichholze zu und, da zwei Tage darauf ein Sonntag einfiel, blieb die Kirche leer, die fromme Gemeinde versammelte sich im guten Wunderglauben vor dem Bilde; selbst die Sonntagskinder, berichten uns klagend die hinterlassenen Papiere des damaligen Pfarrherrn, versäumten den gebotenen Unterricht, und nicht einmal die Nacht gebot dem Zusammenlaufe vieler Leute jeden Alters und Geschlechts einen Halt. Da ward der Ort zu einem Gnadenorte, und des Wallfahrens zu demselben wurde kein Ende. Binnen Jahresfrist fielen achthundert Gulden in den Opferstock, und als sich zwei ansässige Bürger Murnau's erboten, zweihundert Gulden noch daraufzulegen, beschloß die Gemeinde über Kreuz und Bild eine schützende Kapelle zu wölben.

Damals wirkte zu Murnau ein Pfarrherr von kluger Einsicht und lobenswerter Nüchternheit. Der untersuchte den Vorfall und klärte ihn in einer natürlichen Weise auf, ja er entnahm in stiller Nacht das Bild dem Kreuze



Blick auf den Riegsee.

und trug es in das Mariahilfkirchlein über, wo es heute noch steht. Der Groll der Menge über diese Handlung machte ihn der Beliebtheit verlustig, welche er ehedem besaß.

So ist das menschliche Herz!

Es lebt unter dem Drucke des Unerklärlichen in der Natur und sieht darum mit den Augen des Aberglaubens. Das ist wohl zu allen Zeiten und bei allen Völkern schon gewesen. Der Aberglaube birgt zu gleicher Zeit auch etwas Romantisches für die Sinne; es liegt in ihm neben der Furcht so etwas von Freude und Neugier.

Wenn nach dem unverstandenen Gesetze der Gravität oder aus anderer nicht beobachteter, natürlicher Ursache ein Gegenstand an der Wand ins Schwanken gerät, bedarf der schwache Geist des Aberglaubens, um des Vorgefallenen zufrieden zu sein.

Der Wilde betet den Regenbogen an, der ihn durch sein Farbenspiel erfreut, in seinem Wesen aber ihm nicht verständlich ist.

Können wir es ihm verargen? Es war am 15. Februar des Jahres 1590, daß man selbst in unserem Nachbarorte Garmisch noch vier unschuldige Weiber lebendigen Leibes als Hexen verbrannte. In unserer Zeit aber teilt man die Materie in Atome und blickt mit großen Fernrohren zu den Gestirnen empor. Man beobachtet die Bahn derselben, berechnet ihre Größe, zählt ihre Menge und sucht immer weiter hinauszudringen in das gewaltige All. Und der Gedanke baut sich über diesem ein zweites und ein drittes auf und noch viele, unendlich viele; aber kein Fernrohr dringt dahin, zu ergründen, was hinter den Sternen liegt.

Welcher Grübler der Wissenschaft besitzt einen Geist so stark, daß er zufrieden ist mit dem Sprichworte:

„Des Menschen Sinn
Reicht über Zeit und Raum nicht hin.“?

Wie schön war der Gedanke, hier auf sonnenheitere Höhe ein Kirchlein zu setzen! Die Stelle ist wunderbar erhaben und ausgezeichnet durch den Blick den sie auf die Berge und das Murnauermoos gestattet.

„Moos, Moor und Sumpf“ dieser Name hat allerdings einen unangenehmen Beigeschmack, und lieber blickt der Fremde in einen freundlichen See, in silberne Quellen und auf den blühenden Haag, als auf einen häßlichen Morast voll Schlamm und Moderduft.

Doch nein! Wer an einem lichtvollen Maientag auf dieser Höhe steht und in das tief zu Füßen liegende Moos hinunterblickt, der glaubt in ein Land der üppigsten Fruchtbarkeit zu sehen, wenn Schilf und Binse die ersten Sprossen treiben, und das Weidengebüsche am Ufer der Loisach und Ramsach sowie Birke und Erle am Fuße der Köchel die ersten Blätter entfalten. Die ebengenannten Flüsse sind es, welche das Moos durchziehen.

Die Ramsach entspringt dort am Saume des Gebirges. Sie sprudelt nicht lustig aus dem Fels, sondern sie entfließt demselben träge und träge schleicht sie durch den Filz zwischen langen Mooskräutern und hohem Schilfrohre dahin. Ihr Lauf ist in Wahrheit ein „ach!“. Ihr Wasser ist braun wie der Grund ihres Bettes, und grüne Algen und Sumpfblätter wie lange im Wasser flottierende Gräser bergen die Schleie, den Hecht den Aitel und dann und wann die Forelle, die in der Laichzeit aus der Loisach emporsteigt. Nach langem Laufe gesellt sich zu ihr von links die Lindach die anfangs in jugendlichem Uebermute von den Bergen Kohlgrub's und von Aschau herunter-

springt; dann aber sieht sie die Trägheit ihrer Schwester und erbt dieselbe. Zur Rechten mündet in den vergrößerten Fluß die Rechtach, die aus dem Moose selbst emporsickert und trotz ihrer klareren Flut schon in Folge ihrer niedrigen Geburt keinen Anspruch macht auf das Lob der Menschen.

Das aber thut die Loisach, denn sie kommt weit aus den Bergen her. In Tirol steht ihre Wiege; dort hat sie, zwischen Fels und Trümmergestein sich Bahn brechend, ein frisches Temperament sich angeeignet und dieses auch, hier zur maßvollen Jungfrau gereift, nicht verloren. Ihr Antlitz ist klar und rein. Ehe sie den Bereich des Murnauermooses verläßt, nimmt sie die ermüdete Ramsach in ihre Arme.

Da sieht es böse aus, wo die Ramsach der Erde entrinnt und zwischen den Köcheln hindurch schleicht. Dort gibt es Stellen, wohin sich zur Sommerszeit selten der Fuß eines Menschen wagen darf. Hier schießt das lange Schilf- oder Federrohr aus dem Wasser empor, der Rohrkolben oder die Pumpkeule und der Wasserliesch, und in ihrer Nachbarschaft am und im Graben gedeiht der Wasserschierling, das Gallenkraut, der Wasserhanf, die Sumpfprimel, der Fieberklee, der Wasserschlauch, die Wassernuß, das Frühlingswassersternchen, die Brunnkresse, das Vergißmeinnicht und unendlich viele andere. Dort kauert die alterskrumme Filzföhre kaum fußhoch auf dem unfruchtbaren Boden, und neben dichten Rasen von Heidelbeergestrüppe und schwellenden Moospolstern dräuhen grundlose Wasserlöcher. Wo aber Menschenhand den Boden geglättet oder mit dem Torfmesser mannshoch in die Tiefe hineingearbeitet hat, da blühet zwischen halb verfallenen Torfhütten das Woll- und Knopfgras, die bittere Kreuzblume, die Rosmarinheide, das Fallkraut und die Mehlprimel.

Doch achte, blumensuchender Wanderer, daß nicht Mutter Natur Dir in den goldenen Freudenbecher bitteren Wermut träufle, denn zwischen den bunten Blüten sonnet sich die Natter mit dem Giftzahne!

Hier ist auch die Heimat des Auer- und Birkhahnes sowie der flüchtigen Moosschnepfe, und da, wo das Wasser über dem Boden liegt, in freier Fläche sich ausbreitend oder unter hohen Binsenkräutern versteckt, da lebt die Wildente der Taucher, der Kiebitz, die Möve, die Rohrdommel, der Reiher und der Kranich; ja in Wahrheit der Kranich, der merkwürdigste unter den Bewohnern des Murnauermooses.

Er ist ein Zugvogel und setzt über die höchsten Gebirge hinweg, wenn er zu uns kommt. Weit über den Wolken fliegt er dahin; wir vernehmen seine

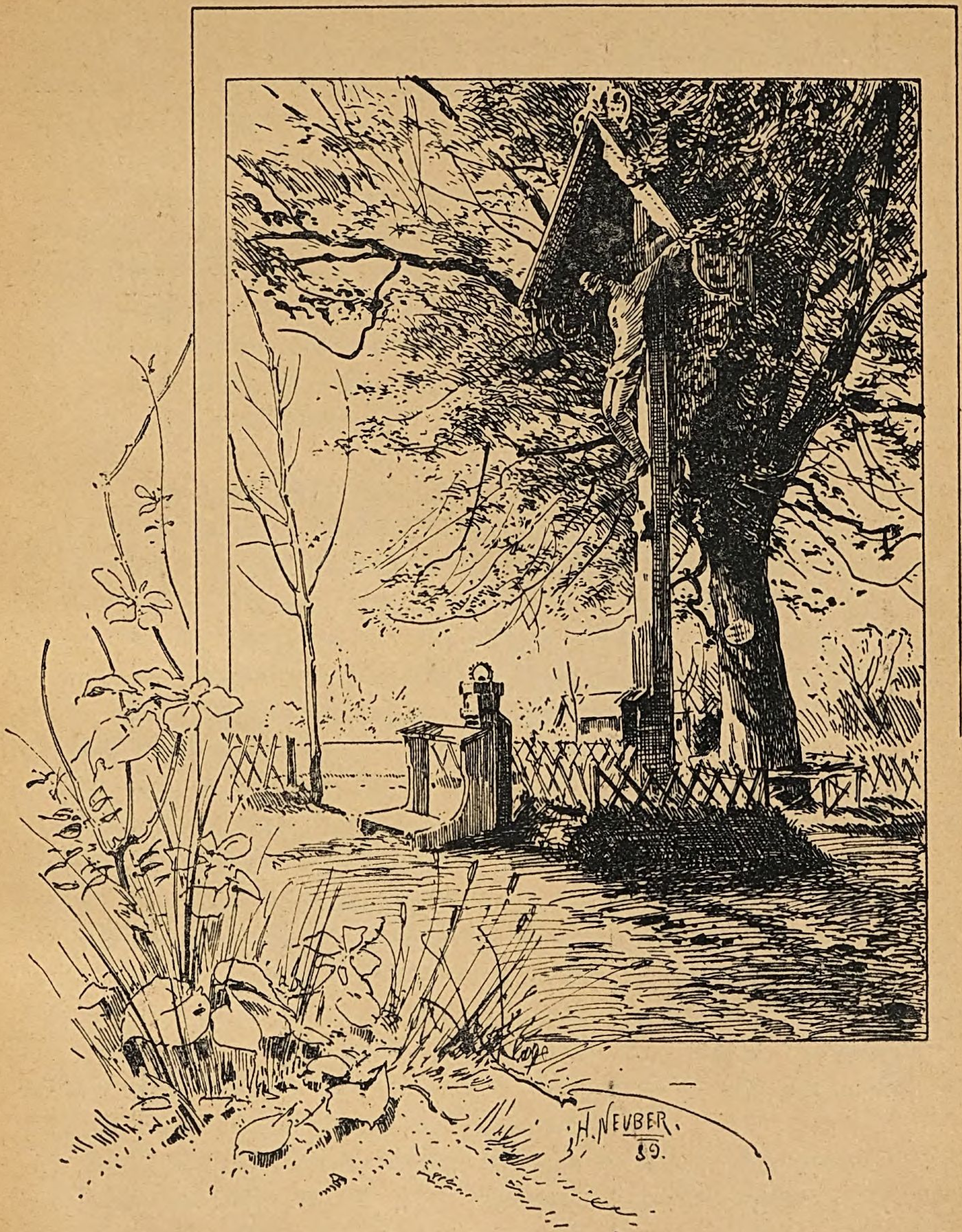
Stimme, suchen ihn aber vergebens in der Luft. Endlich da, da bewegt sich die ganze Schar mit lebhaften Flügelschlägen in der Form eines umgelegten Y; rauschend fällt sie im dichten Schilfrohre nieder. Im Sumpfe sonnen und baden sich die Vögel gerne und stellen sich in den Regen. Bei frühem Morgengrauen aber, wenn noch die Sonne hinter den Bergen steht, und der Landmann mit der Sense durch das tauige Gras zieht, da dringt ihr Geschrei aus der Niederung herauf, weit vernehmbar, und der Unkundige, der den grauen Vogel von der Ferne sieht, ist versucht, ihn für einen Menschen zu halten der dort im Feuchten spazieren geht.

Nicht an allen Stellen ist das Moos feucht und dem Fuße des Menschen untersagt. Dort zieht eine Linie mitten durch die weite Fläche wie ein weißer Faden; das ist die Staatsstraße, die sich der Mensch zu seinem Verkehre gebaut, und zu ihrer Rechten erschaust du Gruppen von Häusern, die sogenannte Kleinaschau.

Hier ist der Boden trockener, es wächst ein zartes Futtergras neben dem starren Schilfe, die Primel und das Maasliebchen neben der Schmalzblume, dem Knabenkraute und der Kugelranunkel. Ja dort treibt der Bauer von Eschenlohe und Ohlstadt sogar Vieh und Pferd auf die saure Weide und heimst ein mäßig gutes Futterheu.

Das aber ist nicht der einzige Vorteil, den der Landmann vom Moose zieht, er mäht im Herbste auch, bis nahe an die Kniee im Wasser stehend, mit langer Sense seine Streu und schichtet sie in den sogenannten „Drischen“ für den Winter auf. Diese Streuhaufen sind für das Murnauermoos ein charakteristisches Merkmal, und wenn die Herbstsonne mit purpurnem Strahle die weite Moosfläche verklärt, ist es ein Anblick eigener Art, die Tausende von Drischen, mit Bienenfleiß wie aus dem Boden gezaubert, da unten liegen zu sehen. Im Winter, wo starre Kälte alle die Untiefen überbrückt, und tiefer Schnee die Löcher und Unebenheiten des Moosgrundes ausgefüllt hat, da traut sich der Landmann auch mit Roß und Schlitten in die beseitigte Gefahr, und bringt das mühsam Erworbene in die Scheunen und wenn der Lenz wieder kommt, führt er es in veränderter Form als Dünger auf die Felder. So ist das Moos in unserer Gegend eine Lebensfrage für die Viehzucht, da man mangels eines großen Feldbaues und ausgedehnter Laubwälder eines anderen Streumittels entbehrt.

Man könnte angesichts der soeben gegebenen Beschreibung in dem



Kreuz auf dem Eichholze.

eine Quelle von Krankheiten aller Art vermuten, das ist aber nicht der Fall. Niemals entstieg noch das bleiche Fieber dem unheimlichen Grunde, und die Bewohner um seine Ränder erfreuen sich keiner schlechteren Gesundheit wie andere, deren Häuser auf dem sonnigen Hange oder auf kiesigem oder felsigem Hügel liegen.

So ist das Moos für die Bewohner der hiesigen Gegend eine Quelle des Wohlstandes, für den Naturfreund eine Fundgrube pflanzlichen und tierischen Lebens, für den Sommergast ein Ding des Entzückens, wenn er es von diesem Berge aus erschaut, für den Geologen ein Gegenstand des Studiums, denn es stellt offenbar das Becken eines abgelaufenen Sees dar.

Das vermögen wir mit unserem Laienauge schon zu erkennen, der Historiker oder Paläontologe hat uns allerdings dafür noch keine Beweisstücke erbracht.

Das reicht wohl weit hinauf in die Geschichte der Steinzeit, da sich die Berge da unten im dunklen Wasser spiegelten. Da trabte noch der zottige Bär beutesuchend im undurchdringlichen Urwalde herum, der am Ufer des Sees stand, der mächtige Elch trank aus dem Gewässer, und dumpf erscholl der Schrei des Uhu von der Felsenkluft hernieder. Dort aber am Lande unter einer Gruppe riesenhafter Bäume stand eine Anzahl dunkler Häuser, aus denen ein fellbedeckter Inwohner mit Pfeil und Bogen auf die Jagd zog. Er stieß den Einbaum vom Strande, und träge glitt derselbe hinüber nach den Köcheln, die als bewaldete Inseln aus dem Wasser ragten. Es ist nicht zweifelhaft, daß die Loisach diesen See speiste und gewaltige Gletscher, welche die Runsen und Thäler des Wettersteins und des Estergebirges herniederstiegen.

Wo heute noch die Loisach in das weite Land hinaustritt, an jener engen Stelle, an welcher der vom Hörnle herniederkommende Uferdamm dem vom Heimgarten absteigenden in die Arme fällt, und die beiden Dörfer Groß- und Kleinweil sich gegenüberstehen, da war ehedem der Ausfluß des vorgeschichtlichen Gebirgssees. Hier leckten die Wellen an dem weichen Erdreiche; mit dünnem Kopfe bohrten sich die Wasser tiefe Löcher in den Damm, und gar bald war das Ufer in geheimer Arbeit unterspült.

Jetzt krochen die Nebel das Estergebirge hinauf und ballten sich zu dichten Massen. Es zog sich schwarz zusammen um das Haupt der Zugspitze, die Sonne erlöschte, und bleischwer lag es über dem Spiegel. In einem sachten Lüftchen rauschte es unheimlich den düsteren Fels herab, das Lüftchen

ward zum Winde, der Wind zum heulenden Sturme, der die Woge peitschte, und prasselnd fiel es in armdicken Striemen aus den Wolken.

Da schäumte die Flut hoch auf; die Grundfesten der Berge ringsum erzitterten, und das Gestein drohte in sich zusammenzustürzen. So war der längst bevorstehende Hochdruck gegeben, der tausendjährige Damm barst, und in mächtigem Schwalle fluteten die Wassermassen in das Land hinein, alles vernichtend, alles begrabend.

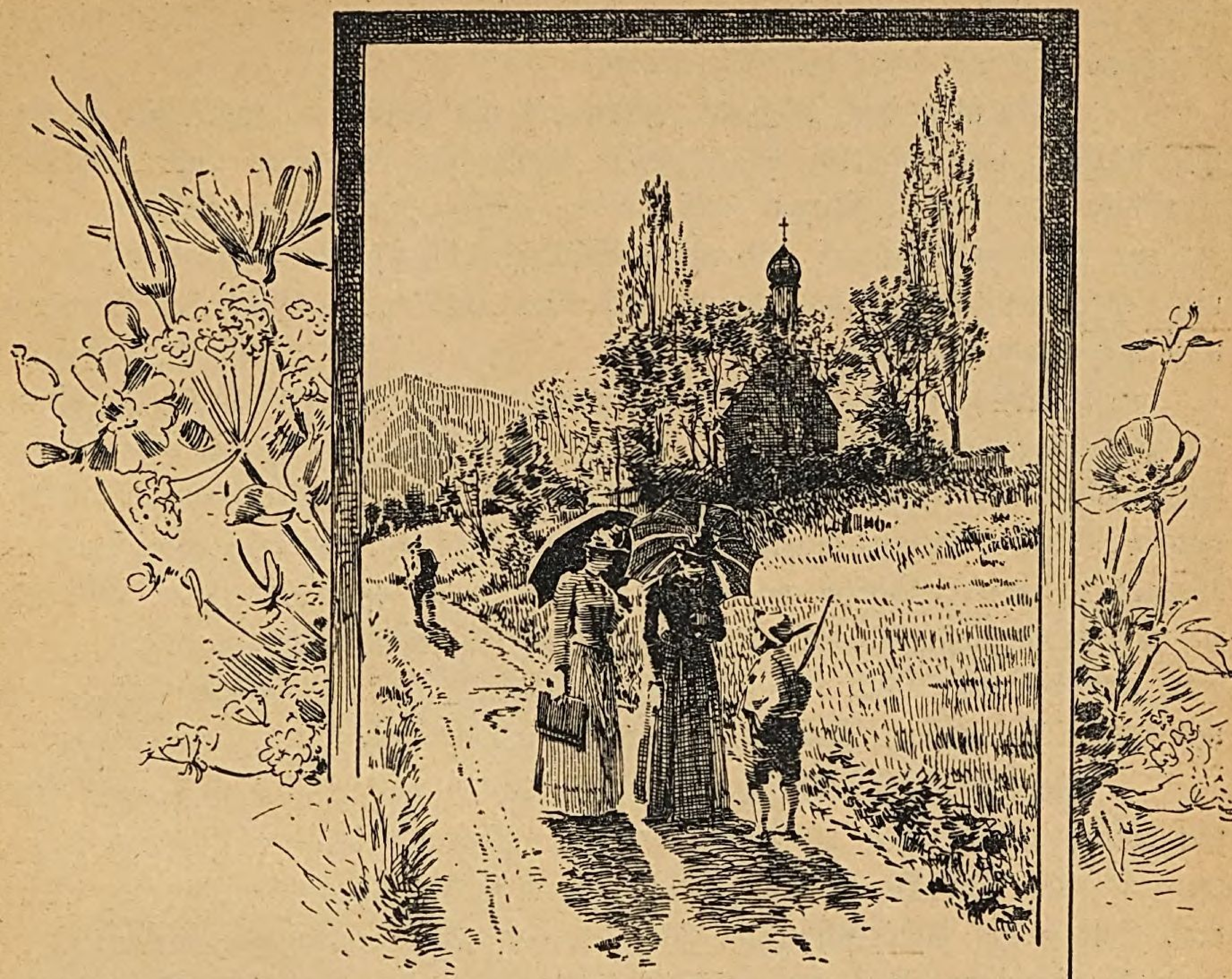
Auf diese Weise entleerte sich ler See. In seinem Bette aber, wo es noch wüst und leer war, entstiegen noch „die Wasserpioniere der Vegetation“ Schilf und Binse, die Tümpel verdeckend, die der See zurückgelassen, und hinter ihnen drein kam der Mensch, der sich mit Spaten nnd Hacke zunächst der trockeneren Ufer bemächtigte.

Wer diese Menschen damals noch waren, das wissen wir nicht.

Die Sarge erzählt uns, daß auf der sogenannten Feste bei Ohlstadt und auf einem der Köchel in altersgrauer Zeit zwei Burgen gestanden seien. Der See trennte die Liebe des jugendlichen Ritters der einen und des zarten Fräuleins der anderen Feste. So heiß brannte diese Liebe, daß sie den Jüngling in jeder Nacht schwimmend vor die Fenster der Angebeteten hinübertrug. Allein diese war mit dem unbequemen Hindernisse nicht zufrieden und verwünschte den See. Da leiteten menschenfreundliche Elfen denselben in den Staffelsee ab.

Mitten im Reiche solcher Sagen aber und in dem der Vermutungen entsteht uns ein Schimmer historischer Wahrheit. Dr. J. Naue Historienmaler in München, hat uns da unten in den grünen Wiesen gegen Weilheim hin zahlreiche Gräber eröffnet, an denen hundert Generationen unserer Voreltern schon ahnungslos vorübergegangen waren. Und er las ein Stück Vorgeschichte aus ihrem Inhalte und erkannte, daß die ganze Gegend um den Staffelsee herum und weit hinein in die bayrischen Lande frühzeitig stark und uuunterbrochen besiedelt war. Das war schon sicher dreitausend Jahre vor Christi Geburt der Fall. Es mögen wohl Anfangs Germanen, später Kelten gewesen sein. welche die Gegend bewohnten.

„Ein uraltes Heiligtum muß bei St. Andrä bei Etting gestanden haben. Der hl. Andreas ist gewissermaßen der Nachfolger des Lichtgottes Frô, dem die Pferde geheiligt waren. Hier fand auch bis vor nicht langer Zeit der jetzige weilheimer Pferde- und Viehmarkt statt, was darauf deutet, daß an jener Stelle ehemals die heiligen Rosse des Frô gehütet wurden.“



Das Ramsachkirchlein.

Ich habe schon erzählt, daß das Land um Christi Geburt unter römische Herrschaft kam, und daß eine Römerstraße über Scarbia, Inutrium und Parthanum heraufstieg und das Loisachthal durchschnitt. Dieselbe führt in einem römischen Straßenverzeichnisse (itinerarium Antonini) den Namen ad pontes thessenios, wobei zu bemerken ist, daß die Loisach von den Römern „Thessin" genannt wurde; in einem anderen (tabula peutingeriana), das zweihundert Jahre jünger ist, heißt sie ad coveliacas, womit die Forscher die Köchel verstanden wissen wollten. Und wirklich, als man vor einigen Jahrzehnten auf dem Moosberge Nachgrabungen veranstaltete, stieß man auf Mauerwerk und fand eine römische Münze, die unter Kaiser Domitianus (81 — 96 n. Chr.) geprägt worden war.

Aber, wir sind ja hier herauf gestiegen, um eine entzückende Rund-

schau zu genießen, und träumen statt dessen in vorgeschichtliche Zeiten hinüber. Erfreuen wir uns doch der Gegenwart!

Dort über den Dächern Murnau's hin lächelt der Staffelsee herüber, und nördlich von unserem Standpunkte breitet sich der Rieg- und der kleine Froschsee vor unseren Augen aus. Nach Osten hin bauen sich die Hügel bis zur Aidlingerhöhe auf und unser Blick trifft die Benediktenwand, die Jocheralm, Herzogenstand, Heimgarten und alle schon erwähnten Gipfel der Esterberge und des Ammergebirges.

Empfehlenswert ist ein Spaziergang, welchen wir vom Eichholze hinweg auf den Rücken des Höhenzuges, auf dem wir stehen, nach Dorf Hagen und Einöde Guglhör unternehmen können. Da liegen die Dörfer Weindorf, Froschhausen, Weiler Egling, Riegsee und Aidling über den Wipfeln eines schattigen Waldes zu unserer Linken, da steht Hagen, Hechendorf, Mühlhagen, Acherain, zu unserer Rechten, da breitet sich das weite Loisachthal tief zu unseren Füßen aus, und vor uns stellt sich in wuchtiger Masse das Wettersteingebirge auf mit seinen Schroffen, Spalten, Abstürzen und Hochthälern.

Sein Anführer ist jener gewaltige Koloß, dessen Namen jeder Deutsche mit Stolz nennt, der es den wildesten Gesellen des Alpenlandes gleichthut: die Zugspitze. Ihr Haupt krönt der ewige Schnee. Ihre Grundpfeiler stehen nach Süden auf österreichischem, nach Norden auf bayerischem Boden. Während sie hier ihren Fuß bis an die Dorfgasse von Erwald und Lermoos hinansetzt, badet sie denselben da in den kühlen Wässern des Eib- und des reizenden Badersees. Sie ragt mit nahezu zehntausend Fuß in den blauen Aether hinein und hatte bis vor kurzem noch den Ruhm, des mächtigen Deutschland mächtigster Berg zu sein.

Eifrige Kolonialpolitiker behaupten — und wir sind dadurch in eine merkwürdige Verwandtschaft zu unseren schwarzen Mitbürgern unter der afrikanischen Sonne getreten, — daß der Kilimandscharo und sein Gefolge ihr diesen Platz abgerungen habe, denn dieser stößt, mehr als nocheinmal so groß, an dem hohen Himmel an. Geben wir uns mit dem kleineren Ruhme zufrieden! In Wahrheit auch, so trotzig die Zugspitze erscheint, jede gut beschuhte Dame setzt den zarten Fuß in ihren Nacken. In dieser Beziehung kann sie es nicht einmal mit ihrer nahen Verwandten der dreigipfeligen Dreithorspitze aufnehmen. Obwohl sich an dieser in langer Zeit mancher Bergschuh die Zähne ausgebissen hatte, ist sie bis vor einigen Jahrzehnten noch jung-



Dorf Hagen und das Loisachthal.

räulich geblieben. Jener gerundete Bergkamm östlich der Zugspitze heißt sich „der hohe Plaßen.“ Derselbe überragt „die Alpspitze,“ die durch die kühne Pyramidenform entzückt, und links von dieser steht „der hohe Schachen,“ dem unser unglücklicher König Ludwig II. Berühmtheit gegeben.

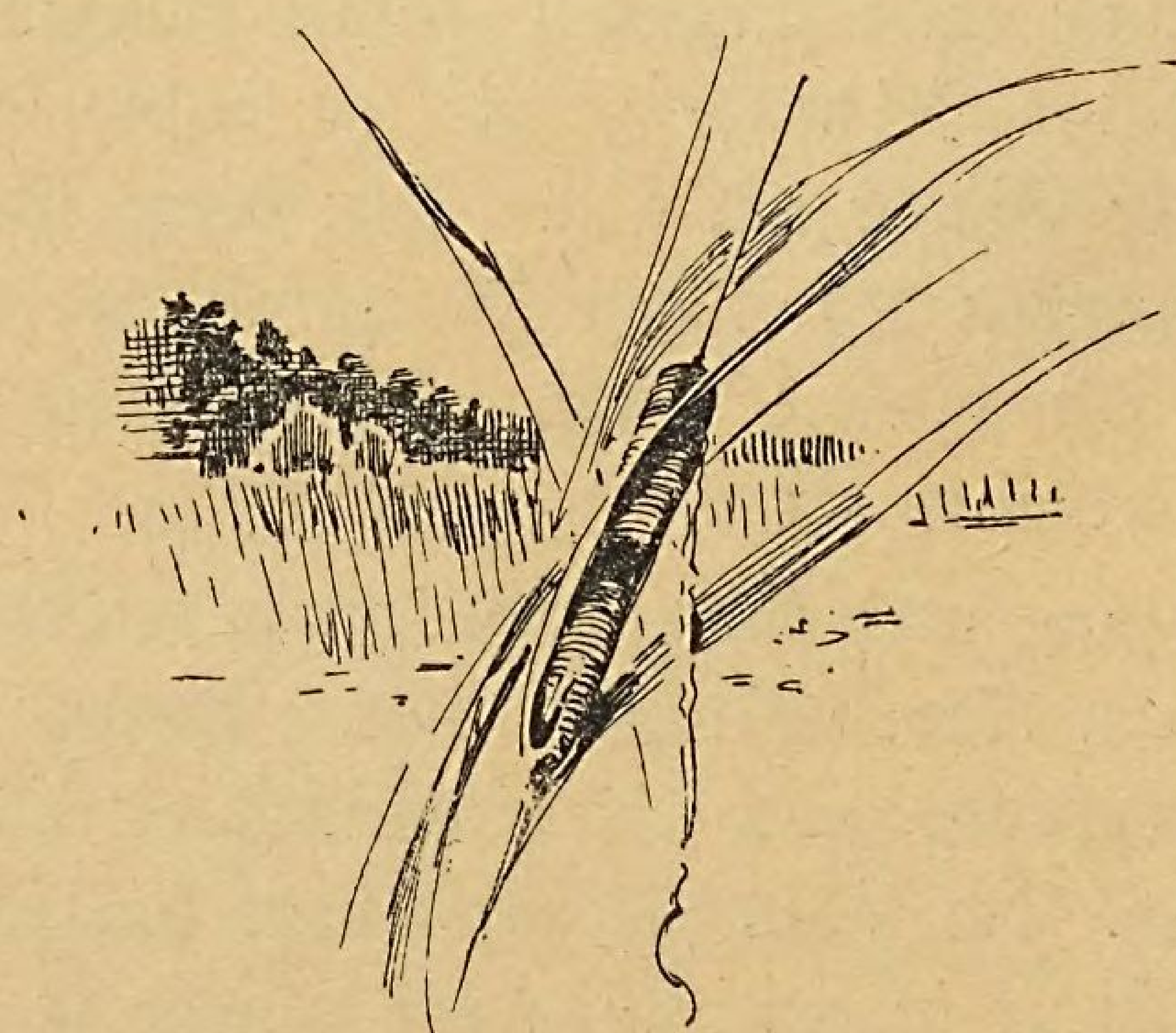
Wer nach einer längeren Wanderung an den Weiler Perlach vorüber, durch den Wald und Hag mit einer an Alpenweiden erinnernden Vegetation, Guglhör erreicht hat, der kann eine Ausschau auf den Kochelsee gewinnen, wenn er diesem Wege noch einige hundert Schritte hinzufügt, ja er blickt sogar zwischen Jocheralm und Herzogenstand in das Thal des Walchensees hinein.

Lange, lange Zeit, bis in den späten Abend hinein, könnte der Naturfreund auf der Bank sitzen vor dem Bauernhofe in Guglhör. Sein Herz empfindet das Rauschen der grünen Loisach tief unten im engen Thale. Und wie entzückt sich das Auge an dem mächtigen Aufbau der wälderdunklen Hänge, die der gegenüberliegende Heimgarten an das Ufer des Flusses herunterschickt! Er späht, mit dem Fernrohre bewaffnet, die Klüfte und Risse des felsensteilen Herzogenstandes ab, nach einer flüchtigen Gemse fahndend, und erschaut den Hirten auf der Spitze des Heimgarten, wie er neben dem sonnefunkelnden Kreuze steht und etliche Rinder mit ihm. Die Berge sind so nahe! Ich erkenne das Aussichtshäuschen des seligen Königs auf der natürlichen Plattform des Herzogenstandes mit bloßem Auge, und vermeine zu sehen, daß einige Touristen um seine Geländer gehen.

Ein Spaziergang nach Guglhör ist sehr zu preisen, und ich ziehe ihn fast einem solchem nach dem Ramsachkirchlein vor. Dieses liegt südwestlich vom Marktflecken im Moosgrunde, und sein blechbedachtes Türmchen spiegelt sich in den Fluten der Ramsach. Der Weg dahin führt über den sogenannten Dünaberg und geleitet den Wanderer in einer längeren Anlage in die Niederung.

Weniger durch die Schönheit seiner unmittelbaren Umgebung ist der Platz ausgezeichnet, als durch den Anblick des Gebirges, den man auf dem Spaziergang dahin genießt. Der Reiz der Geschichte aber giebt ihm erst seinen vollen Wert. Darauf thut sich jeder angestammte Bürger Murnau's etwas zu gute, daß man dieser Stätte ein höheres Alter beilegt als der Pfarre St. Michael im Staffelsee. Man schreibt die Gründung des Kirchleins dem hl. Mang zu und glaubt, daß es einst zu Kloster St. Mang in Füssen gehörte. Dasselbe ist dem hl. Georg gewidmet und besaß einst das Ansehen einer eigenen Pfarrei. Im vierzehnten Jahrhunderte finden wir das Gotteshaus nebst zweien unter

seinen Fenster gelegenen Mayerhöfen Ramsach und Rollisch und einem dritten unweit von ihm befindlichen Hofe, das Reischgütl genannt, im Besitze des Klosters Ettal, aus dessen Händen es durch Tausch an die Bürger von Murnau überging. Das war laut vorgefundenen Tauschbriefen am 11. August 1444 der Fall. Die Murnauer machten die Oekonomiegebäude der Erde gleich und bereiteten im Jahre 1740 der Kapelle das gleiche Schicksal, weil sie im Laufe der Jahre baufällig geworden war. An ihrer Stelle erhob sich das uns noch erhaltene Gebäude. Das Alter der Stätte verkündete, bis vor kurzem noch der Klang einer geschmiedeten Glocke, ein Meßbuch und ein Benedictionale, welch' letztere Gegenstände noch nicht gedruckt, sondern mit der Hand geschrieben waren. Wer diese für die Geschichte unserer Gegend so wertvollen Dokumente sehen will, muß dem historischen Museum zu Weilheim einen Besuch abstatten.



Weitere Umgebung von Murnau.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß durch die Lage Murnau's an der Bahnstrecke München-Garmisch dem hier weilenden Gaste der Besuch der um den Starnbergersee gelegenen Sommerstationen und Badeorte wie der in der Tiefe des Gebirges befindlichen Punkte innerhalb eines Tages leicht ermöglicht ist.

Ich erwähne daher hier nur noch die Aidlingerhöhe, welche durch eine hervorragende Rundsicht den schattenlosen Spaziergang nach derselben reichlichst entlohnt; ich nenne Aschau, über das ich auch schon an anderer Stelle zur Sprache kam, und nenne oberhalb derselben Fuchsloch, ein Conglomerat armseliger Hütten, über, unter und neben einander, welches romantisch in einer von einem Gießbache durchtosten Schlucht liegt und von einem Völkchen kümmerlich lebender Holzarbeitersleute bewohnt wird; ich darf auch den Wasserfall nicht vergessen, der eine halbe Stunde oberhalb Fuchsloch von den Felsen springt und namentlich nach plötzlichem Hochgewitter oder langem Regenschauer vom lieblichen zum imposanten wird. Ich erwähne ferner Kohlgrub und vor ihm das Jägerhaus, welches auf dem Waldwege neben dem Staffelsee in zweiundeinhalb resp. zwei Stunden zu Fuß erreicht werden kann, dann Groß- und Kleinweil, Schlehdorf und Kochel am schönen Kochelsee, und kann nicht umhin, zwei weitere Ausflugspunkte der Umgebung von Murnau eingehender zu schildern: in erster Linie Schwaiganger und Ohlstadt und fernerhin das Gebirgsdörfchen Eschenlohe.

Nach Schwaiganger führt uns die Straße Murnau — Schlehdorf. Diese fällt anfangs gegen Osten hin steil in die Moosniederung hinab, überschreitet angesichts der klappernden Mühle Mühlhagen, die Ramsach und die Loisach, zieht an dem Riede Acherain vorüber und tritt hinter diesem in den kühlen Hochwald ein.

Bald lacht uns ein kleiner See. Die Mühle an seinem Ufer mit ihren weißgetünchten Ober- und ihrem dunklen, hölzernen Unterbau, im düsteren Schatten des Waldes gelegen, so mitten in einer schmalen Thalenge aufgebaut, umschäumt von den Wellen des aus dem Weiher fließenden Baches, wäre des Pinsels eines Malers wert. Hohe Bäume rahmen den verborgenen See ein, unter dessen Schilfe und Seerosenblättern Aitel und Hecht scheinbar friedlich zusammenwohnen.

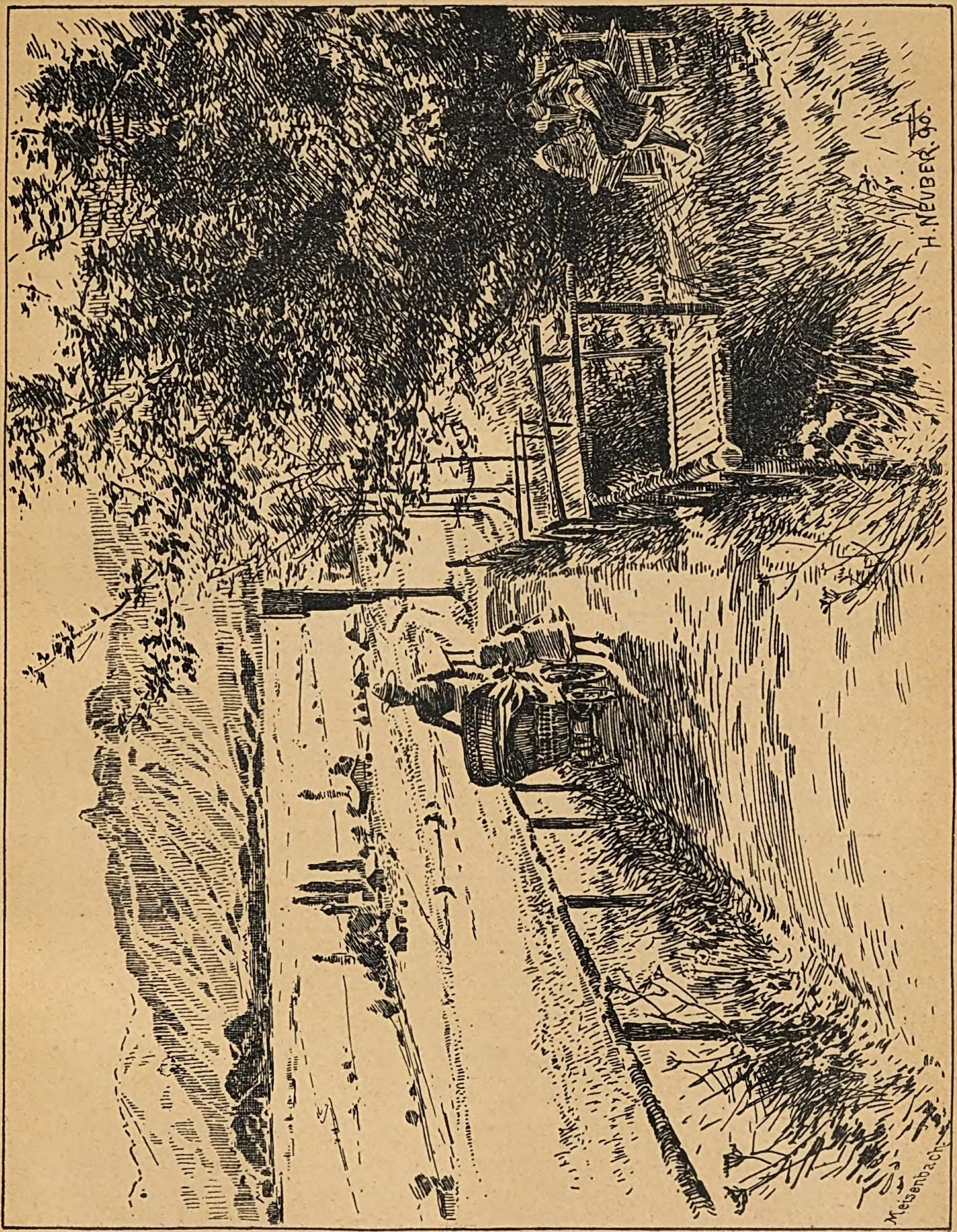
Du stiller Weiher! Bei deinem Anblicke klingt mir die Erinnerung herüber aus der seligen Jugendzeit, wo der frohe Knabe noch, die Aermel aufgeschürzt, den Fisch mit bloßer Hand zu fangen wähnte. Der Mißerfolg belehrte ihn eines besseren; da hing er Schnur und Angel in den Teich und erhaschte so die verbotene Frucht. Und die Erinnerung führt mich hin an den Rain, da der Knabe den Falter in sein Käftchen schloß und die zirpende Grille, oder auf den nachbarlichen Birnbaum, wo er die Frucht vom Zweige stahl und leider auch den jungen Hänfling aus dem Nestchen. Vorüber ist die Zeit der sorgenlosen Kinderjahre; die Zeit selbst, wo der Student noch in die unbestimmte und doch so goldene Zukunft sah. Enge gezeichnet ist jetzt der Pfad, und die Ziele sind gesteckt. Wir eilen dahin, täglich seinem Ende näher. Mancher kommt dort unvermutet an, und selbst der neunzigjährige Kreis legt dort, selten nicht zögernd, sein müdes Haupt zur Ruhe nieder.

O, daß wir doch, schlürfend aus dem Flusse Lethe, dieselbe Bahn nur einmal noch durchlaufen könnten!

In diesen Gedanken lassen wir den Teich zurück, nehmen eine kleine Anhöhe, die uns eine prächtige Fernsicht auf das Gebirge und den vor uns gelegenen Heimgarten gestattet, und sehen dann unsere erste Haltestation, das Gehöfte Schwaiganger zu unseren Füßen liegen. Wir gingen bisher über eine Stunde.

Schwaiganger ist ein Oekonomiegut, welches von der Churfürstin Maria Anna, der Gemahlin Karl Theodors zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut wurde. Jetzt wird es als kgl. Remonte-Depot benützt.

Da tummelt sich in jugendlicher Lust Fuchs, Braun und Rappe in der beengten Freiheit und treiben ihre frohen Spiele. Wo werden diese edlen Tiere zum letztenmale von ihrem Futter wohl gefressen haben? auf russischem oder französischem Schlachtfelde, den Reiter begrabend, der sie lenkte, oder am ächzenden Wagen des Tiroler Karrers, Meraner Obst durch Bayernlandes Gaue hausierend, oder im brodelnden Fleischtopfe des Fabriklers?



Blick auf die Köchel und das Ettalermannl.

Der Heimgarten begleitet das kleine Sträßchen, welches von Schwaiganger in rückwärtiger Richtung nach Ohlstadt führt, und nach einer halben Stunde wandern wir zwischen den ersten Häusern in die Ortschaft ein.

Ohlstadt ist das lieblichste Gebirgsdorf der Umgebung. Es ist angeschmiegt an den Fuß des vielbestiegenen Heimgartens, ein großer Obstgarten, über dem nur die Kirche mit reinlichem Turme emporragt. Der Flecken hat nahezu achthundert Seelen, besitzt unregelmäßige Gassen, bald weiße, gemauerte, einstöckige Gebäude mit grünen Läden und blanken Fensterscheiben, bald holzgebaute, altersbraune Häuschen mit vorspringenden Dächern und schiefen Altanen, auf welchen reinliche Leinenwäsche und buntfarbige Bettüberzüge trocknen oder vielfärbige Nelken und Geranien ihre Stängel treiben.

Vom Heimgarten herab stürzt ein schäumender Gießbach und durchbraust den Ort in seiner ganzen Länge. Da kniet die Wäscherin auf dem niedrigen Stege, der ihn überbrückt, und Kinder spielen um seinen Rand. Hier hat ein krausköpfiger Knabe mit rauhem Hemde angethan und bekleidet mit einer Hose, die er aus der Kindheit seiner schon längst erwachsenen Brüder ererbte, ein kleines Mühlrad in seinen Wellen aufgesteckt; einen verosteten Hammer bewegt dieses kleine Rad, der auf eine alte Sense schlägt. Hier treibt der Bach des Sohnes kindliches Werk, weiter oben an demselben zwischen rauschenden Tannenbäumen in der dunklen Schlucht des Heimgartens liegt des Vaters Mühle versteckt und arbeitet Tag und Nacht zum Ruhme der Ohlstädter — Industrie. Diese Industrie ist die Fabrikation von Wetzsteinen. So mancher holländischer oder ungarischer Schnitter, da unten in den endlosen Ebenen, schärft seine Sense mit einem Steine, vom dem er nicht ahnt, daß derselbe in diesem bayerischen Gebirgsdorfe seine Heimat hat. Das Material zu demselben wird dem Heimgarten aus dem Leibe gesprengt, von kundiger Hand roh behauen, mit feinstem Quarzsande geschliffen, in runden Fäßchen verpackt und von der „Compagnie" nach allen Richtungen des Continents entsendet. Diese biedern Fabrikanten bilden nämlich eine kleine Handelsgesellschaft, welche alljährlich in fortlaufender Reihenfolge ihre Vertreter in die Fremde schickt. Anderswo bringt der Gereiste fremde Manier, fremde Bedürfnisse, fremde Leidenschaft und fremde Tracht an den häuslichen Herd zurück; der Ohlstädter ist der Sitte seiner Väter treu geblieben; mit Rücksack und Bergstock, Kniehose und grünem Filzhute durchzieht er die Städte des flachen Landes und verliert dabei nichts von seiner Freundlichkeit, Gutherzigkeit und Bescheidenheit.

Und kein gesundes ist das Handwerk der Wetzsteinmacherei; Lungenkatarrhe und Schwindsucht sind der Schmutz, welcher an dem sauer verdienten Groschen klebt.

Wer einmal nach Ohlstadt kommt, der versäume nicht die Mühlen und Steinbrüche zu besuchen, auch gehe er nicht an dem abgelegenen Wallfahrtskirchlein zum „Boschet" interesselos vorüber. Die ganze Umgebung pilgert dahin, und, um ein Geheimnis zu eröffnen, heiratslustige Mädchen besitzen zu diesem Kirchlein ein besonderes Vertrauen.

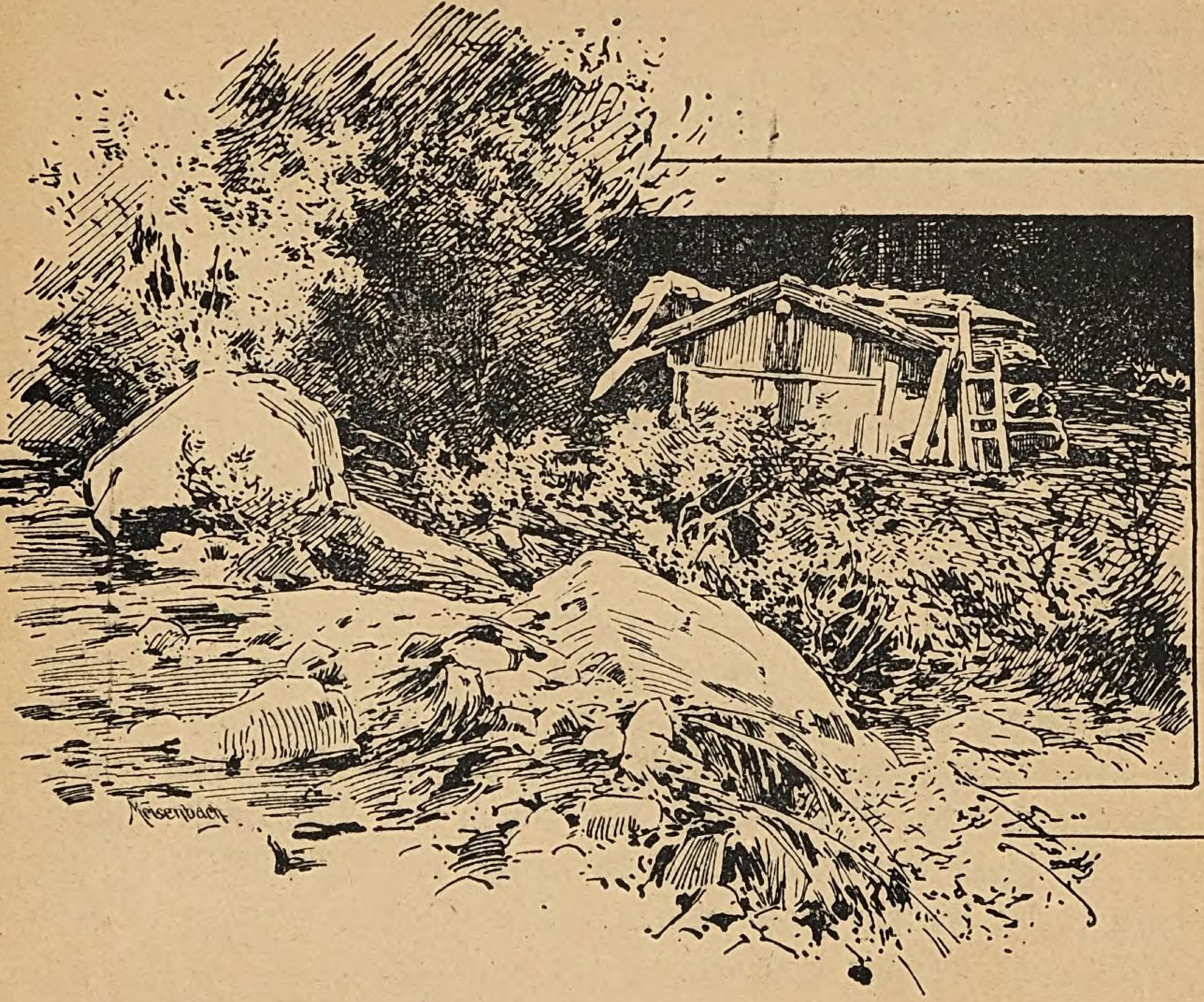
Jedes bloßfüßige Bübchen der Dorfgasse führt Dich gerne an den Ort Deiner Wünsche. Dann aber folge seiner Führung auch und klettere auf schmalem Steige zur „Feste" empor, zu jenem steilen Felsenkegel, welcher sich auf der nördlichen Abdachung des Heimgarten über die Wälder erhebt.

Einst stand eine Burg auf dieser Höhe, Schaumburg genannt, und ein berüchtigtes Rittergeschlecht hauste in derselben.

Hoch oben über den steinbeschwerten Firsten der Ortschaft hatte sich dieses Geschlecht sein Nest erbaut, wie der Bartgeier seinen blutdurchtränkten Horst auf einer unerreichbaren Zacke des Gebirgskammees nidersetzt. Nur der blaue Rauch der Kamine, das Gegacker der Hühner, das Blöcken der Schafe und das Brüllen der Heerden drang empor, und der Ort gewährte einen prächtigen „Lug ins Land." Von weiter Ferne konnte hier der Ritter die Hellebarden und Rüstungen seiner Gegner blitzen sehen, und er schaute hinab auf die lange Zeile der Handelskarawane, die, mit Kaufmannsgütern schwer beladen, nordische Produkte an die venetianische Adria führte oder in italienischer Sonne gereifte Früchte und mit lombardischem Fleiße geschaffenen Erzeugnisse in deutsche Städte trug.

Dann wurde es lebendig auf der einsamen Höhe; die Ritter langten das blanke Schwert von der Wand und steckten sich in ihre Rüstungen, sie zäumten die wiehernden Rosse; rasselnd fiel die Zugerücke hernieder und herunter stürmte es in wilder Hast, den Strauß zu bestehen, welcher in die unüberwindliche Burg neue Schätze und mit ihnen ein neues, frohes Leben führen sollte.

Dort wo der Karawaneweg durch das ungastliche Moor zog, dort lauerte die Meute auf den ahnungslosen Säumer, dessen bewaffneter Schutz nicht genügte, dem plötzlichen Angriffe und der Uebermacht des ortskundigen Feindes zu widerstehen. Da war ein Entkommen unmöglich. Die Pferde versanken unter der trügerischen Rasendecke zu beiden Seiten der Straße; nur wer



Schleifmühle in Ohlstadt.

auf eigenen Füßen am sandigen Ufer der Loisach sein Heil suchte, der entkam, in Murnau und in der Heimat das Geschehene zu erzählen.

Das war das Geschlecht derer „von Kammer“, welche auch der Floßschiffahrt auf der Loisach manches Weh bereiteten. Arnold von Kammer war ein lockerer Sausewind, dem sich von Raub nur und von Schulden das Bäuchlein rundete, und sein Sohn Gebhard fiel als gehorsamer Apfel nicht weit vom Stamme. Der lachte auf die Münch'ner Bürgermilitz, die im Jahre 1414 sich um sein Nest lagerte und mit steinernen Kanonenkugeln nach dem Vogel schoß; Gebhard sandte außerdem einen Mordbrenner ab, der gleich am Anfange der Belagerung Murnau in Brand legen sollte, weil dessen Bürger den Feinden Hilfe gewährten. Die Murnauer nahmen denselben gefangen und ließen ihn, allerdings nach einigen rechtlichen Bedenken, auf den Galgen baumeln. Eilf Wochen dauerte die Belagerung, und, erst nachdem eine Kanone mitsammt den

Seilen verloren gegangen war, wurde die Burg erstiegen und von Grund aus zerstört.

Vor einigen Jahren fand man eine Masse von Pfeilspitzen noch unter den Rasen einer Plattform, die sich hinter dem Felsenkegel befindet, man machte aber einen unterirdischen Gang, welcher sich bis nach Weichs hinab erstrecken sollte, vergebens in seinem Beginne zugänglich.

Jetzt sind die Zeiten vorüber, wo Schwert und Harnisch an einander schlugen, und der straffe Bogen den flüchtigen Pfeil entsandte; vorüber auch die Zeiten, wo die starke Faust mit Willkür den Schwachen beugte, und es wurde einsam heroben auf der Höhe. Es mag vielleicht nur der leise Fuß eines Wilderers sein, der sich um die grauen Felsen drückt, denn Gesetz und staatliche Ordnung hat sich ausgebreitet im Lande und wacht mit Pickelhaube und Repetiergewehr. Und trotzdem wuchert das giftige Kräutlein der Unzufriedenheit auf dem empfänglichen Boden; es zetert hüben und drüben mit Wort und Feder, und die Parteien liegen sich in den Haaren. Da gährt es in den Massen, und das bleiche Volk schreit nach Entlastung von dem Drucke des Kapitals und der Großindustrie des Einzelnen. Daß nicht einmal der Arbeiter in schmieriger Jacke die Schürstange des Dampfkessels zu anderem Beginnen in die berußte Hand nimmt! Der Gedanke schaudert vor dieser Möglichkeit, und unruhig wird es uns um unser Herz.

Tröste Dich beklommene Brust! Dort glänzt der weitgedehnte Spiegel des Ammersees zu uns herauf, und, ein langsam sich bewegender Punkt, durchquert der Dampfer seine Fläche. Unten im Dorfe läutet es zur Vesper; da tritt der Bewohner über die friedliche Schwelle und, einem Schwarm rühriger Ameisen gleich, wandert es über den Platz vor dem Friedhofe, und die Kirche nimmt die Frommen alle auf. Tiefer Frieden umgibt uns. Vom Heimgarten rauscht uns ein sanftes Lüftchen Wonne herab und es bewegt die tausend Wipfel der Bäume zu unseren Füßen und bringt den Duft hernieder, welcher der Alpenrose und der Zwergföhre da oben in größerer Himmelsnähe entquillt.

Hunderte folgen jährlich dieser Stimme, wenn die Sonne im Zenith leuchtet, um auf die schneeglänzenden Firnen des Tirolerlandes hinüberzublicken und die tausend Gipfel alle zu zählen, welche bei dem schaffenden „werde!“ in wilder Pracht über die Erdoberfläche sich erhoben. Mancher schaut dann sehnsüchtig auf den buckligen Grat und auf den scheinbar so nahen Herzogenstand hinüber und wagt es nicht, den Steig zu betreten, wo er bald wie auf Seil-

tänzersfüßen über steilen Wänden dahinklettert, bald, ängstlich am Latschengebüsche festgehalten, durch eine jähe Kluft in die schaurige Tiefe hinuntersieht. Und doch ist der Leumund dieses Weges schlechter als er es verdiente, und, wer einmal auf der einen oder anderen Seite den Heimgarten bestiegen hat, der versäume es nicht, über den Grat auf den Herzogstand hinüber zu wandern. Von dort steigt er dann an den dunkelgrünen Walchensee hinab, welcher der Welt entrückt, in einem totenstillen, von bewaldeten Bergen gebildeten Kessel liegend und an seinen Ufern wenig besiedelt, den Beschauer mit Schwermut und Melancholie erfüllt. Die Fläche dieses Sees ist fast niemals glatt, und der Volksmund sagt, daß die Opfer, die seine schweigsame Tiefe selten wieder gibt, sein Wasser in dieser beständigen Unruhe erhielten.

Wer dann den Walchensee einmal besuchte, der steige auch über den Kesselberg an den Kochelsee hernieder und fahre von Joch aus nach Schlehdorf über. Auch der Kochelsee hat seine großen Reize.

Für den in Murnau sitzenden Sommergast ist es lohnender die ganze Partie in umgekehrten Sinne vorzunehmen. Er kommt dann mit größerer Leichtigkeit vom Heimgarten nach Ohlstadt zu Thale und kann von da aus per Bahn den Marktflecken wieder erreichen.

In gleicher Weise wie Ohlstadt kann auch Eschenlohe innerhalb einer halben Stunde auf den Schienen von Murnau aus besucht werden.

Wir wissen schon, daß dieses echte unverfälschte Gebirgsdorf am Eingange zum „goldenen Landl“ gelegen ist. Zwei Thäler treffen vor seinen Häusern zusammen: der obere Abschnitt des Loisachthales und das Eschenthal, jenes drei Wegstunden lange, unbewohnte, von dunklen Bergeshängen enggeschlossene Thal, welches die Eschen-Lahne durchbraust, und das der Wanderer durchzieht, wenn er von den lustigen Wellen der Loisach an das einsame Gestade des Walchensee's hinaufsteigt.

Die breite, in früherer Zeit so belebte Landstraße läuft mitten durch den ganzen Ort, dessen Bewohner im ganzen einen kernigen, kraftvollen, breitschulterigen Menschenschlag von derben Worte und derber Faust darstellen, welcher in der Arbeit der Flösserei und der Holzerei Muskeln und Sehnen durch Generationen hindurch gestählt und gekräftet hat.

Früher trieben ja die Eschenloher auf ihren Flößen die Donau hinab nach Linz und nach Wien, ja sogar in's Ungarische hinein, und mancher Alter kann heute noch Wunders davon erzählen. Jetzt hat der eiserne Strand

viele Wasseradern trocken gelegt und auch die Floßschifffahrt auf der Loisach in einen engeren Rahmen hineingedrängt. Heute fahren die Leute nur mehr bis nach Großweil, um dort ihre Fahrzeuge zu länden und fremden Händen zur Weiterbeförderung zu übergeben. Und doch ist die Flößerei noch groß genug, ja größer fast, als daß das jährliche Wachstum auf den Bergen mit dem Exporte gleichen Schritt halten könnte.

Wer auf der Loisachbrücke des Ortes steht und von dort auf den weiten Ganterplatz zu beiden Seiten des Flusses hinübersieht, dem thut es bis in die Seele hinein weh, wenn er hier Baum an Baum in großen Reihen und in vierfacher Lage aufgeschichtet sieht.

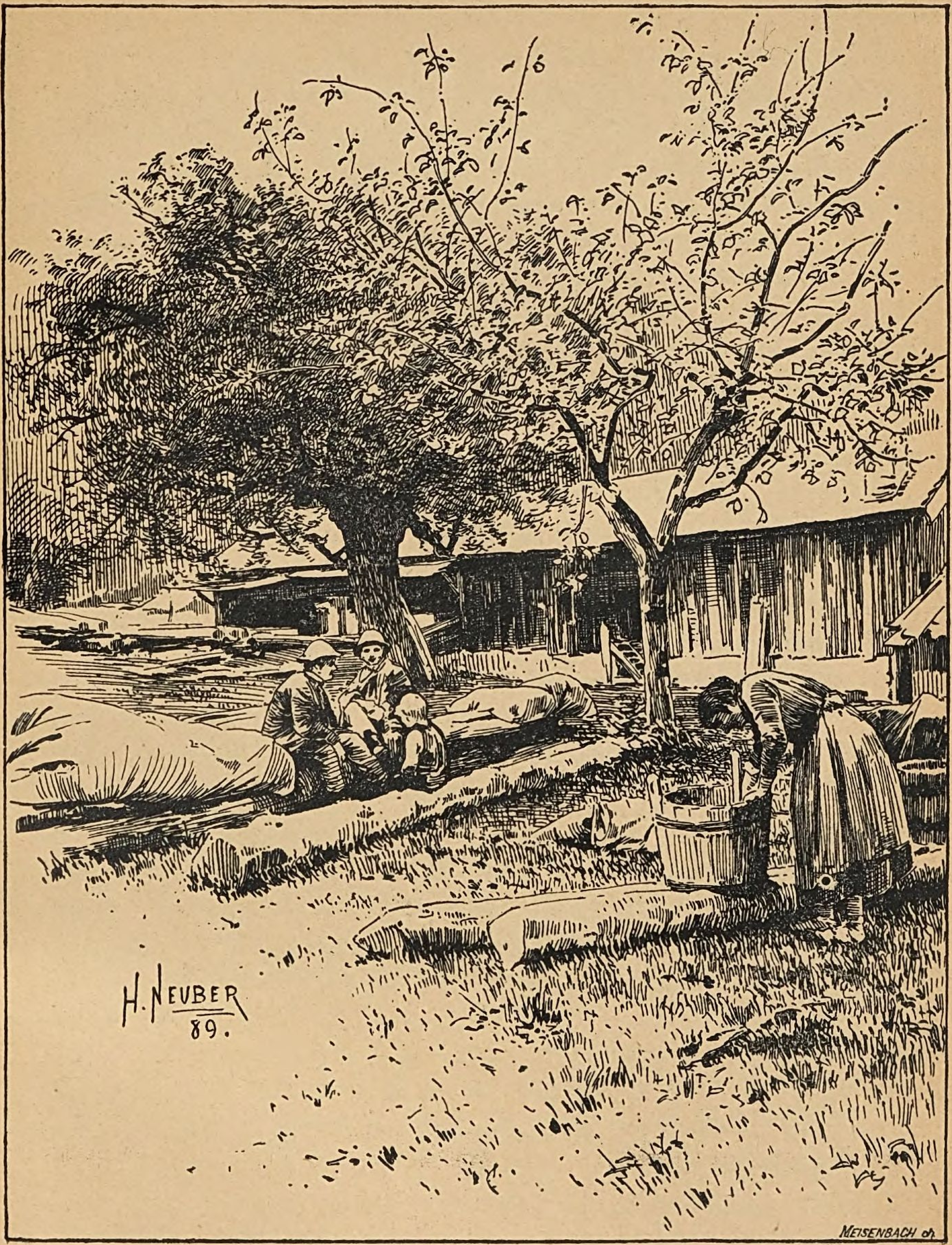
Da droben standen die Bäume einst in der Freiheit der Berge. Der Jäger lagerte in ihrem Schatten vor dem glühenden Strahl der Sonne, und Senn und Gaisbub treiben ihre blökende und meckernde Herde unter ihren Schutz, wenn die nahen Wände von dem Donner schaurig wiederhallten.

Da kamen andere Menschen herauf, böse Menschen und legten die Axt an ihren Stamm, beraubten sie des grünen Gewandes und schleiften sie zu Thale. Da liegen sie nun und bald plätschern sie in die Flut und schwimmen ins weite Land hinaus, weit hinaus, wo es Städte gibt und keine Berge mehr.

Dort aber steht die Habsucht und die Speculation am Ufer und erwartet sie. Und der Baum wechselt seine Form hier, und mancher kommt als prunkendes Möbelstück in den Salon des Reichen, wo die Etiquette scheinheilige Bücklinge reißt, mancher aber wandert hinauf in das Mansardenstübchen, wo bittere Not auf ihn mit bloßen Füßen geht, oder in den dunklen Dachraum, in dem Katz und Maus in ewiger Fehde liegen.

Der Ausblick auf der Loisachbrücke, welche die beiden Hälften der Dorfschaft verbindet, ist überaus lieblich.

Zu beiden Seiten sehen artige, stein- und holzgebaute Häuser in den freundlichgrünen Fluß; von Süden her bringt uns derselbe die Grüße der Zugspitze und des hohen Plassen; zur Linken ragen die blaugrauen Abstürze des Kistenkopfes und seiner Nachbarn gewaltig über seine Ufer empor; der pyramidenförmige Simetsberg lugt, von dichten Tannenwäldern gekleidet, durch das Eschenthal herüber; gegen Südwesten tritt der Festbühl bis an das Wasser heran und hat der Straße und dem Eisenbahndame nur auf gewaltsamen Wege freie Passage gewährt.



Sägmühle in Ohlstadt.

Dieser Festbühl ist das Wahrzeichen der Dorfschaft und der Träger seiner Geschichte, deren älteste Spur bis in das Jahr 1160 hinaufreicht, wo ein gewisser Hiltibert und ein Eberhart von Eschenlohe als Zeugen auftreten, da Udalschalk von Uffeldorff dem pollinger Kloster sein Gut in Waltersberg übergab.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts glänzten dann die Zinnen einer Burg auf dem steilen Felsenkegel, in welchem das vornehme Geschlecht der Grafen von Eschenlohe zu Macht und Ansehen emporwuchs.

Weit unten im südlichen Tirol hatten dieselben Besitzungen, wo sie die Schlösser Ulten im Thale bei Meran und Hoheneppan bei Bozen zu ihren Gütern zählten; auch das Land in ihrem Rücken beugte sich unter ihr Schwert, und das Bäuerlein von Partenkirchen und von Mittenwald stieg mit seinem Zehenten zu dem Rittersmann empor.

Die Grafen führten einen halben Adler in dem durch einen Querbalken geteilten Schilde, die Geschichtsforscher sind aber noch unentschieden, ob ihr Ursprung auf die Edlen von Andechs zurückreiche, oder ob ihre Wiege in das schon erwähnte Ultenthal bei Meran zu verlegen sei. Der letzte Sprosse des in Bayern lebenden Stammes, Berchtold II., verkaufte Partenkirchen und Mittenwald an den Bischof Emicho von Freising und wahrscheinlich Eschenlohe an den Bischof von Augsburg im Jahre 1294 und verschwand aus der Geschichte; die in Tirol lebende Linie aber erlosch im Jahre 1386, wo Heinrich, Graf von Eschenlohe, mit so vielen Seinesgleichen bei Sempach unter den Morgensternen der schweizer Eidgenossen sein Leben ließ.

Diese Grafen machten so den Ausspruch war, den der Chronist der Grafschaft Werdenfels J. B. Prechtl über dieses Geschlecht gethan: Dunkel in seinem Ursprunge, schnell mächtig sich ausbreitend und ebenso schnell sinkend und der Vergessenheit anheimfallend, zeigt wohl nicht leicht ein anderes edles Geschlecht so sehr die Hinfälligkeit aller irdischen Größe als das Geschlecht der Grafen von Eschenlohe."

Burg und Ortschaft Eschenlohe gehörte auch unter jene Besitzungen, welche Ludwig der Bayer vom augsburger Bischof Ulrich von Schönegg im Jahre 1332 käuflich erstand und durch Schankung an das Kloster Ettal überwies.

Der Sturm der Zeit hat die Feste, ohne daß die Geschichte davon weiß, hinweggefegt, und fromme Gläubigkeit hat deren Ruinen erorbert.

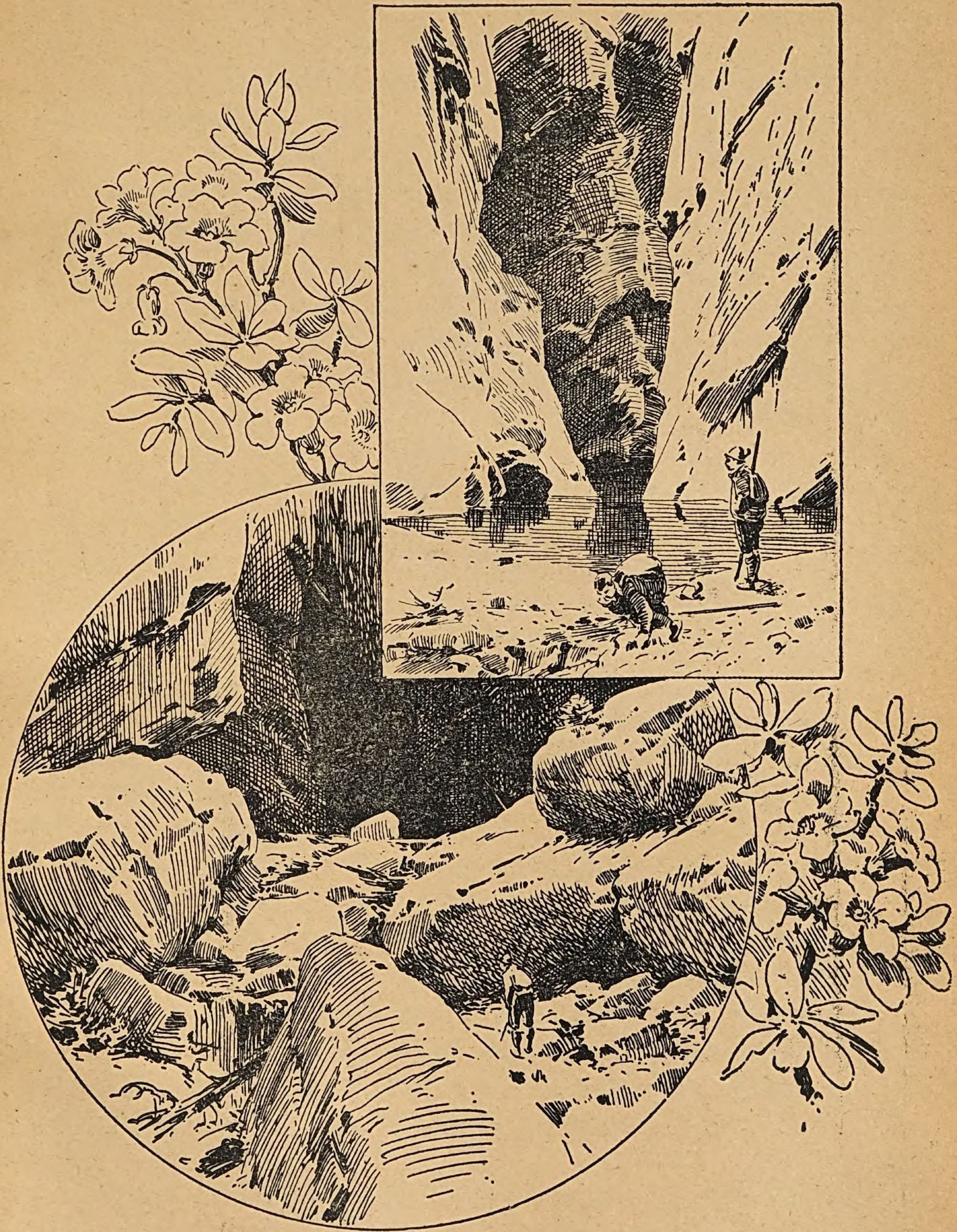
Gerne steigt jeder Fremde auf dem Prozessionswege, welchen der Bewohner von Eschenlohe vor wenigen Jahren erst mit lobenswerter Opferwillig-

keit in den Felsen legte, zu einem stattlichen Kirchlein empor und er stellt seinen Fuß auf die rasenüberdeckten Ueberreste aus alter Zeit und wandelt durch die von Gestrüppe überwucherten Wallgräben der Plattform oder er sieht auf den Kirchturm und die Dächer von Garmisch hinunter, bewundert den Kramer und den Wetterstein und die unzähligen Erker, Nischen, Runsen und Sandrutschen des Estergebirges, welches ihm nahe gegenüberliegt.

Der Besuch dieses Festbühls oder Calvarienbergs nimmt kaum eine Stunde in Anspruch; das gleiche gilt von dem Besuche der „schwarzen Brüllklamm“, einer Felsenenge, von gewaltigen Mächten gerade da geschaffen, wo die Lahne das Eschenthal verläßt, während die weiter oben gelegene Klamm „zum jähen Tod“ für den Hin- und Rückweg nahezu drei Stunden nötig hat. Beide Klammen sind romantisch und entbehren nur der Reklame, um den Charakter einer besuchten Sehenswürdigkeit zu erhalten, wobei nicht gesagt sein soll, daß sie an manchen ihrer Art hinreichen könnten.

Ein Aussichtspunkt ersten Ranges aber ist der Krottenkopf, der lohnenste Berg unserer ganzen Alpenkette. Das haben schon viele empfunden, die denselben entweder von Partenkirchen resp. Farchant oder Eschenlohe aus erklommen haben. Ich rate den Fremden zu letzterem Anstiege; derselbe ist schattenreicher und kürzer, obzwar er deshalb auch etwas steiler ist, allein er ist romantischer. Da läßt der Besteiger bald die Dorfschaft unter sich und klettert zwischen kühlen, dunkelernsten Tannenwäldern, unter welchen die Lahne tost, den Berg hinan. Nach zwei Stunden ermüdender Wanderung nimmt ihn die lieblichste aller Almen, die Pusteralm, unter ihr Dach auf. Diese ist auf ein reizendes Fleckchen grüner Erde gebettet: in ihrem Rücken die bewaldeten Ausläufer der Mittags- oder Osterfeuerspritze, rund um sie herum der wildzerrissene Küstenkopf und die von ihm abzweigenden, zerklüfteten, jäh abstürzenden Wände, ober ihr der eng begrenzte, blaue Himmel. Es wird wohl nicht lange mehr dauern, daß auch dieses kleine Stückchen rasenbewachsenen Landes unter einer Meter hohen Decke von Schutt, Geröll und Trümmergestein begroben liegt. Dort an den schroffen Felsen über uns sehen wir deutlich die Stelle, an welcher sich das Gestein losrieß, und wir schaudern bei dem Gedanken, daß wir bald unter dem überhängenden Felsenblocke in ihrer Nachbarschaft vorüberklimmen müssen. Wenn derselbe gerade in diesem Augenblicke seine sicher bevorstehende Thalfahrt antreten würde?

Ja es ist wahr, was wir so oft geschrieben lesen, in den Alpen kämpfen



Schwarze Brüllklamm bei Eschenlohe.

seit ewigen Zeiten zwei Gewalten mit einander. Die eine heißt Tod und Zerstörung, die andere Leben und Wachstum.

Diese kämpft mit Sonnenschein und Wärme, jene führt Nacht, Frost Eis und Hochwasser ins Feld: Stolze Tannenwaldungen sind der letzteren Heereshaufen, das mutige Alpenröslein trägt ihr rotes Banner, die am Boden schleichende Zwergföhre, duftige, kurzstängelige Alpenkräuter und Alpenblumen bilden ihre Vorhut. Erstere schleudert mächtige Felsblöcke und donnernde Lawinen ins Thal. Hin und her schwankt das Schlachtenglück. Da steigt die Königin des Tages, siegreichen Fußes, durch die gähnende Schlucht hinauf, und schreitet über die Abstürze hinweg und erobert den Kamm der Berge. Ein Kranz aus dunkelgrünen Latschenzweigen ist der Siegespreis und die gelbe Steinbreche, blaue Entiane und Ehrenpreise, prangen in demselben. Nur das ewig blühende Edelweis fehlt in ihm.

Das ist ein seltener Gast in unseren Bergen. Es scheint ihm fast der Kampf hier ums Dasein zu wenig beschwerlich zu sein, obwohl in mäßig guten Jahreszeiten der Schnee acht Monate nicht von den Höhen schmilzt.

Das Edelweis liebt die Nachbarschaft des ewigen Eises; der kalte Hauch, der von den Gletschern her weht, färbt ihm seine Wangen frisch, und die feuchten, düsteren Nebel, welche die Gletscher brauen, sind allein ihm belebender Trunk.

Jäger haben schon oft versucht, das Wunderblümlein auf diesen Höhen zu pflanzen, allein es scheint nicht gedeihen und sich vermehren zu wollen, wie auch unser hochseliger König Max den Einsiedler der Firnenwelt, das muntere Mankei oder Murmeltier, umsonst in unseren Alpen heimisch zu machen versuchte.

Wenn wir vor der einen der beiden Sennhütten der Pusterthaleralpe stehen und gegen den Grat empor blicken, sehen wir deutlich die Stelle, wo wir denselben überschreiten werden. Wir bilden uns ein, das „Thörl“, wie der Volksmund diese Stelle getauft hat, so leicht zu erreichen, wie man einen Hut mit der Hand vom Nagel nimmt, und staunen daher über die Aufklärung des philharmonischen Hirten, daß wir dahinauf eine Stunde noch zu klettern hätten. Wenn dieser aber mit seinen Aufschlüssen es ebenso genau nimmt wie mit den Tasten seiner Harmonika, die er unermüdlich bemeistert, so hat er uns gründlich belogen.

Allein der Bursche hat Recht. Das kostet gar manchen Schweißtropfen, bis wir zwischen mächtigen Blöcken hindurch über die jähe Sandrutsche emporgeklommen sind.

Dann aber schauen wir auf die verfallenen Hütten der Kuhalpe auf der jenseitigen Abdachung hinüber, sehen weiße und schwarze und gefleckte Schafe wie zwerghafte Tierchen zwischen dem Gerölle herumsuchen, das die Alpenweide dort fast vernichtet hat, pflücken die bunteste Alpenflora neben dem Gestein, erblicken die sehnlichst begehrte Spitze des Krottenkopfs scheinbar so nahe und entdecken an dem blauen Rauche, welcher dort emporsteigt, die Unterkunftshütte, welche die Alpenvereinssektion Weilheim—Murnau hier erbaut hat. Da schlägt ein kräftiger, kerniger Jodler an unser Ohr.

Derselbe gilt uns, denn der Hüttenwart hat uns erschaut und bietet uns seinen ersten Gruß. Klein aber deutlich steht er unter der Thüre und schwenkt seinen Hut in der Luft. Bald haben wir ihn erreicht. Er ist ein biederer Kamerad.

Fremder, Du erwartest, daß ich Dir von dem Chaos aller Bergesgipfel nun berichte, die von der Höhe des Krottenkopfs aus Dein Blick streift, daß ich die schneebedeckten Zinnen der Glocknergruppe nenne Dir, welche die aufgehende Sonne vergoldet, und Deine Gedanken dort hinüber trage, wo die unzähligen kleinen und kleinsten Zacken der Stubaier- und Oetzthaler-Ferner herübergrüßen.

Mit Worten kann ich in Dir nicht die Empfindung erzeugen, wie das Veilchen duftet, der Wein schmeckt, der Dorn sticht und wie der Lyra Ton zu Gehör Dir und zu Gemüt geht. Verlangst Du, daß ich mit der Sprache Dir begreiflich mache, was den fünften Sinne, das Auge, entzückt?

Dort steht der Bergstock in der Ecke! Nimm ihn und wandere!

Durchzieh' die weite Welt und koste das Getriebe und das Hasten der Städte, koste die Brandung des Meeres, die Einsamkeit der unbegrenzten Haide, der Saatfelder goldene Wogen, das Rauschen des Hochwaldes, das Wellenblitzen des Gebirgssee's, das Murmeln des Bächleins, das Schäumen und Lärmen gigantischer Wasserstürze, die bange Zerrissenheit der Gebirgswelt und der Firnen totenstille Pracht!

Und wenn Du dann nach langen Jahren das Gesehene wie ein Wandelbild an Deinem Geiste vorüberziehen machst, oder im Kreise der Lauschenden all' die Herrlichkeiten erzählst, die unser Globus birgt zur Freude der Menschen, die ihn bewohnen, dann schenke auch einem Fleckchen Erde einen Augenblick Deiner Erinnerung und spende ihm ein bescheidenes Lob; gedenke Fremder dann, den Du so froh erlebtest,

„des Sommers auch am Staffelsee!“

Anhang.

Die Kurmittel

des

Stahlbades am Staffelsee

von

Dr. Stefan Asam.

Die Kurmittel des Stahlbades Staffelsee—Murnau.

Es soll im Nachstehenden nicht eine Abhandlung über den therapeutischen Wert oder Unwert der Bäder und Kurorte bei den verschiedenen Krankheiten geschrieben werden. Die erfahrenen Aerzte wissen recht wohl, was sie davon halten sollen. Es ist aber über allen Zweifel erhaben, daß in manchen Bädern glänzende Resultate erzielt werden.

Die Erfolge der Badekuren sind abhängig von verschiedenen Umständen, welche sich in zwei Hauptgruppen scheiden lassen:

1) die Erfolge der Badekuren hängen ab von den äußeren Verhältnissen, in welche die Badegäste kommen, als z. B. vom Klimawechsel, von der Entfernung von den häuslichen oder beruflichen Verhältnissen, von dem Wechsel in der Ernährung, von dem Willen der Kranken und den Bedürfnissen, eine Kur wegen irgend eines Leidens durchmachen zu sollen oder müssen.

2) die Erfolge einer Badekur hängen ferner ab von den verschiedenen Eigenschaften und Kurmitteln, welche ein Kurort bietet.

Im Nachfolgenden sollen diese Eigenschaften und Kurmittel des Stahlbades Staffelsee näher beschrieben werden:

Nach den vorausgehenden Schilderungen dürfte es nicht zweifelhaft sein, daß der Staffelsee und Marktflecken Murnau mit seiner herrlichen, immergrünen Umgebung sich ganz vorzüglich zu einem Kurorte eignet.

Der Staffelsee, 660 m über dem Meere und nur 8 Minuten von der Bahnstation Murnau entfernt, umsäumt im Süden von anmutigen Waldeshügeln und immergrünen Thalmulden, im Osten von sanftansteigenden Wiesengründen mit dem Bahnhofe Murnau (fast 700 m über der Nordsee), im Norden

und Nordwesten von aussichtsreichen abwechselnd bewaldeten und bewohnten Hügelreihen, ist 2252 bayr Tagwerk groß und hebt sieben größere oder kleinere idyllische Inseln über dem Wasserspiegel empor.

Der Markt Murnau, einer der schönsten und reinlichsten unter den Ortschaften Süddeutschlands, mit vorzüglich gesunder Lage und ebenso gesunder, kräftiger und gutmütiger Bevölkerung, liegt fast ebenso hoch wie der Bahnhof Murnau, welcher nur 10 Minuten entfernt ist.

Neben der prachtvollen Landschaft an der Grenzscheide zwischen Hochgebirg und Flachland; neben der interessanten weiteren Umgebung stehen dem Kurorte Staffelsee—Murnau noch besondere Mittel zu Gebote, die teils wirkliche Heilmittel sind, teils zu Heilzwecken außerordentlich beitragen.

Zu letzteren sind zu rechnen das günstige Klima, die herrliche Gebirgsluft, der Staffelsee, der ausgedehnte Wald, die besonders günstigen Terrainverhältnisse.

Zu ersteren der vorzügliche Eisenmoor, die duftenden Fichtennadeln und vor Allem die köstlichen Stahlquellen.

Klima und Gebirgsluft.

Stahlbad Staffelsee-Murnau gehört zu den höchstgelegenen Bädern Deutschlands (fast 700 m über der Nordsee). Es liegt ebenso hoch wie die nicht weit von ihm mitten im Gebirge gelegenen vielbesuchten Märkte Partenkirchen und Garmisch, am Fuße der Zugspitze, der Königin der deutschen Berge. Durch die hohe Lage am Fuße des bayr. Hochgebirges erhält das Klima den Charakter der Hochgebirgsthäler: im Winter viel wärmer als auf dem Flachlande, im Frühjahr und Sommer verhältnißmäßig viel kühler.

Beobachtung und Erfahrung ergeben, daß der Thermometer im Winter stets um 3—6° R. weniger Kälte zeigt als auf dem Flachlande, z B. in München. Ebenso steigt bei großer Hitze im Sommer der Thermometer nie so hoch wie dort

Die Luft, von den Bergen kommend, ist außerordentlich rein, vollständig staubfrei und wirkt wunderbar wohlthuend auf den Körper und jeder Fremde, der sich einige Tage hier anfhält, äußert sich mit Wonne über den so belebenden Einfluß auf seine Athmungsorgane. —

Der Staffelsee.

Der Staffelsee wird alljährlich von vielen Tausenden besucht wegen seines

herrlichen Wassers, das von keinem anderen in Deutschland an Milde, Weichheit und wohlthätiger Wirkung auf den Körper übertroffen wird. Diese Eigenschaften gründen sich auf besonders günstige Verhältnisse: Der Staffelsee hat einen Zufluß, die „obere Ach“ (Obernach), welche aus Moorlagern entspringt, in Folge dessen sie schon von Natur aus eine milde Temperatur hat, die nicht von Schnee- und rauhen Gebirgswassern abgekühlt wird. Sie bildet dann bei Bayersoien einen See und windet sich von da wieder durch verschiedene Moorgründe, wobei sie neuerdings mildes, mit Moorteilen gesättigtes Wasser aufnimmt, und so in den Staffelsee rinnt. Dieser hat trotz seiner räumlichen Ausdehnung (2252 bayr. Tagwerk) doch nur eine sehr geringe Tiefe, die an nur wenigen Stellen circa 18 Meter erreicht, im allgemeinen 3—4 Meter nicht übersteigt und an den Ufern größtenteils nur einen Meter beträgt.

Weil also das Wasser nicht mit Schnee- und Gebirgswasser vermischt wird, erreicht es schon bei einigermaßen günstiger Witterung Ende April eine Temperatur, die für gesunde Leute um diese Zeit das Baden im Freien ermöglicht.

An seiner Ostseite fließen kleine, eisenhaltige Quellen in den See und steigen solche sogar an seinen seichten Ufern auf. Deshalb werden mit Vorliebe von den Gästen des Stahlbades als Nachkur die milden Wellen des See's aufgesucht.

In Folge seiner Eigenschaften: der Weichheit seines Wassers, geschwängert mit Moorteilchen, und seiner Wärme, wirken die Bäder bei rheumatischen und gichtischen Affectionen, bei Erkrankungen und Ausschlägen der Haut, bei wunden Körperteilen (offenen Füßen), bei nervösen Schwächen und sonstigen Nervenleiden bei geschwächten Körperkräften nach überstandenen Krankheiten oder in Folge Berufsanstrengungen, bei Gästen, die in größeren Städten oder in sonstigen für die Gesundheit ungünstigen Verhältnissen ihr Leben zubringen müssen.

Ein anderer Vorteil, der durch den Staffelsee den Gästen der Stahlbades zu Gute kommt und als wichtiges Kurmittel angesehen werden muß, ist die Kahnschiffahrt. Die Schifferei mit leichten, schnell dahinschießenden Wasserfahrzeugen dient in einer großen Anzahl von Fällen als wesentliches Unterstützungsmittel zur Erzielung eines glänzenden Kurerfolges. Bei der körperlichen Anstrengung des Ruderns, die immer der individuellen Constitution des Einzelnen angepaßt wird, wird der Respirationsapparat und der obere Körper-

teil viel mehr in Bewegung gesetzt als beim Gehen und dadurch bewirkt, daß der Oxydationsproceß des Blutes in den Lungen befördert, die Herzthätigkeit belebt und das Bedürfniß nach Speis und Trank wesentlich hervorgerufen wird.

Der Wald.

Ein nicht viel geringeres Unterstützungsmittel als der See ist für viele Gäste der Wald. Das Bad und Kurhaus ist umgeben von einem herrlichen Nadelwald, dessen Säume größtenteils mit Laubbäumen begrenzt sind, unter deren Laubdach im kühlen Schatten Ruheplätze angebracht sind.

Das südliche Ufer des Staffelsee ist nicht ebenes Terrain sondern besteht aus bewaldeten Höhen und grünen Thälern und gewährt also eine außerordentlich malerische und wohlthätige Abwechslung. Nach allen Richtungen hin und nach den schönsten Punkten sind angenehme, schattige Wege angelegt und mit Ruhebänken versehen.

Lungenkranke und Herzleidende, denen es nicht möglich ist, weitere Touren zu machen, können leicht an sonnigen, heißen Tagen die kühlsten Plätzchen in der Nähe des Kurhauses aufsuchen oder sich dahin tragen lassen um die herrliche ozonreiche und mit Waldesduft geschwängerte Luft bei angenehmer Lectüre zu genießen. Auch solche Gäste, die mit nervösen Leiden behaftet, und leicht erregbar sind, können in der Waldesluft und Waldeseinsamkeit oder mit der Schiffahrt auf dem See ihre Nerven kräftigen, so daß ihre Reizbarkeit und Wunderlichkeit sich bald verliert, und sie wieder zufrieden und lebenslustiger zu ihrem Berufe und ihren Familien zurückkehren können.

Terrain- Verhältnisse.

Wie aus dem Vorausgehenden schon hervorgeht, ist das Terrain um Murnau und namentlich am südlichen Ufer des Staffelsees wellenförmig und hügelig. Dementsprechend sind auch die vielen Weganlagen; um das Kurhaus Staffelsee und um Murnau betragen diese Anlagen und Wege eine Ausdehnung von circa 25 Kilometer. Die Wege sind größtenteils schattig. Da sie teils in der Ebene, teils sanft ansteigend, teils aber wie im Hochgebirg steil sind, so eignen sie sich auch ganz vorzüglich zu Terrainkuren nach Oertel'schen Grundsätzen. Die Spaziergänge für Herzleidende, mit Lungenaffektionen Behafteten und Lymphatische können also ganz nach ihren Bedürfnissen eingerichtet werden.

Moorbäder.

In näherer oder weiterer Entfernung vom Stahlbade Staffelsee gibt es

verschiedene Moorlager aus denen Moor gewonnen wird von der besten, zu Bädern geeigneten Qualität. Derselbe ist fast ohne weitere Vorbereitung zu Bädern zu gebrauchen.

Moorbäder werden zu den verschiedensten Heilzwecken angewendet. Vor allem bei rheumatischen und gichtischen Leiden, bei chronischen Ablagerungen in den verschiedenen Organen, bei chronischen Verdickungen an Gelenken und Gelenkkrankheiten, bei Ausschwitzungen (Exsudaten) in den verschiedenen Körperhöhlen: bei chronischen Uterusleiden entzündlicher und exsudativer Natur.

Fichtennadelbäder.

Fichtennadelbäder oder Fichtennadel—Stahl—Bäder werden wegen ihrer aromatischen und belebenden Eigenschaften von vielen Gästen mit Vorliebe benützt und erzielen bei den verschiedensten Nervenleidenden und apathischen Kranken vorzügliche Erfolge. Bei Athemnot und Lufthunger, welche auf Herzschwäche und Fettherz beruhen, leisten kühle Fichtennadelbäder vorzügliches.

Soolbäder.

Salz- oder Soolbäder werden angewendet bei schwächlicher, torpider und scrophulöser Körperconstitution bei der sogen. englischen Krankheit (Rhachitis), bei Kranken mit lymphatischer Blutbeschaffenheit, in manchen Fällen von Hautkrankheiten und auch bei Frauen mit Unterleibsleiden verschiedener Art. Auch bei manchen gichtischen und rheumatischen Beschwerden, wo Moorbäder versagen wird oft noch durch Soolbäder recht befriedigender Erfolg erzielt.

Stahlbäder.

Das wichtigste Kurmittel, welches dem Bade Staffelsee seinem spezifischen Charakter als Stahlbad verleiht, sind die Stahlquellen. Zur Trinkkur werden deren zwei benützt:

1) eine sehr starke, welche nach der Untersuchung, die an dem unter Leitung des Herrn Geheimrat Dr. v. Pettenkofer stehenden hygienischen Institutes von Herrn Dr. Trillich vorgenommen wurde, in einem Liter Wasser 66 Milligramm (0,066) kohlensaures Eisenoxidul enthält, also zu den stärksten Stahlquellen gehört, da mehr als 88 Milligramm in einem Liter Wasser im gelösten Zustande nicht vorkommen können.

2) eine schwächere, welche nach der ebenfalls am hygienischen Institute im Jahr 1880 von Herrn Dr. Egger vorgenommenen Untersuchung 53 Milligramm (0,053) im Liter Wasser enthielt.

Außer dem Eisengehalt finden sich hauptsächlich Kohlensäureverbindung und nur Spuren von anderem Salze. *)

Die Kohlensäure ist also in großen Mengen, aber in halbgebundenen Zustande vorhanden, woher es kommt, daß das Stahlwasser außerordentlich leicht verdaulich ist. Das Stahlwasser des Stahlbades am Staffelsee wirkt wie ein alkalischer Brunnen fast. Außerdem kommt noch zur Erhöhung seiner Verdaulichkeit der eine Umstand in Betracht, daß die Kohlensäure, wie bekannt eine der schwächsten Säuren ist, welche von den meisten übrigen, im Magen befindlichen Säuren von ihren Verbindungen ausgetrieben wird. Die Kohlensäure wirkt daher in statue nascendi und trägt in folge dessen sehr zur Verarbeitung des Stahlwassers bei.

Für die außerordentlich leichte Verdauung des hiesigen Stahlwassers spricht auch die Erfahrung. Eine große Anzahl von Gästen behauptet, dieses am besten von allen von ihnen getrunkenen Stahlwasser vertragen zu haben.

Die Stahlbäder eignen sich besonders bei Erkrankungen des Blutes als Bleichsucht, Blutarmut, nach Blutverlusten bei allen Schwächezuständen, nach schweren Krankheiten und Wochenbetten, bei den verschiedensten Frauenkrankheiten überhaupt.

---

*) Analyse nach Herrn Dr. Egger:

Doppelt kohlensaures Eisenoxidul	0,0535
„ kohlensaurer Kalk	0,3555
„ kohlensaure Magnesia	0,1048
Chlornatrium	0,00608
Natrium sulfat	0,0078
Thonerde	0,00365
Phosphorsäure	Spuren.
Organische Substanzen	0‘0447

Druck & Verlag von J. Fürst, Murnau.